



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o. 13.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Wonin.

(Fortsetzung.)

Siebenzehntes Kapitel.

Es war an einem lieblichen, milden Vormittag, als Gesine in ihrem Garten saß und wie so oft an ihren entferntesten Schützling dachte.

Er hatte ihr von Hamburg aus geschrieben. — Einen kurzen Brief. — „Wir sind glücklich angekommen,“ lauteten die Zeilen, „Nachts habe ich Dienst — am Tage verhindert mich Ben Halim am Schreiben. Deshalb nur diese kurze Notiz, um meinem Versprechen nachzukommen. Ich habe übrigens stets Ihre gütige Warnung vor Jenem im Auge. Ihr stets dankbar ergebener Paul Sivers.“

Jetzt waren acht Tage vergangen, ihr Vater hatte nichts von sich hören lassen — er pflegte überhaupt nicht allzuviel von unterwegs aus zu schreiben. — Er ging und kam plötzlich und Gesine hatte sich daran gewöhnt.

Diese letzte Fahrt jedoch hatte sie mit Besorgnis erfüllt und selbst bange Ahnungen in ihr hervorgerufen; ihr lagen die ernstesten Eröffnungen, welche der Kapitän über seine Verhältnisse gemacht, schwer im Sinn — diesen war der Austausch der Schiffe gefolgt, die Anwerbung des jungen, sechszehnjährigen Mannes, die plötzliche heimliche Reise, — all das stellte sie sich jetzt vor und seufzte tief.

Das vernahm Rosein, die Klas im Garten Salat von Schnecken reinigen half.

Sie überließ ihrem dicken Verehrer die Arbeit allein und begab sich zu ihrem Fräulein. „Aber seien Sie nur nicht so traurig, Fräulein!“ ermunterte sie ihre Herrin. „Man muß nicht immer Schlimmes denken, es wird Alles gut werden.“

„Was meinst Du denn damit eigentlich?“ fuhr Gesine, erschreckt das Mädchen anstarrend, aus ihren Gedanken auf.

„Nun, mit dem jungen Mann, meine ich,“ erwiderte das Mädchen. „Ich würde auch um ihn weinen.“

„Warum denn weinen, Rosein?“ fragte Gesine.

„Nun, wenn er ertrunken wäre,“ gab das Mädchen zur Antwort. „Wer auf's Meer geht, kann ertrinken, es sind schon viele Schiffe untergegangen.“

„Wieso glaubst Du, daß ich mich um den jungen Mann sorge?“ warf das Fräulein fast erschreckt fragend ein.

„Ich würde auch um ihn bangen, wenn ich so viel wie Sie mit dem schönen, feinen Menschen gesprochen hätte, aber mich sah er nicht mehr an, als wenn ich eine Katze wäre.“

„Habe ich denn so viel mit ihm gesprochen?“ meinte Gesine, roth werdend.

„Ja, jedenfalls mehr, Fräulein, als ich mit Klas im halben Jahre. Klas spricht nur mit mir, wenn er brummt.“

Der Briefbote kam, er winkte Rosein an die Gartenthür, diese eilte dorthin und überbrachte ihrem Fräulein triumphierend einen Brief, dessen Handschrift auf der Adresse in den kleinen, scharfen, zierlichen Schriftzügen sie wohl kannte, — der erste Brief, welcher von Hamburg kam, hatte ihr gedankenvolles Fräulein sehr fröhlich und heiter gemacht; sie zog sich discret zurück, als ihre Herrin das Schreiben erbrach. Trotz dieses Partgefühl betrachtete sie ihr Fräulein scharf, über die Salatstauden zum Gartenhäuschen hinweglugend.

Gesine wurde im ersten Moment des Lesens bleich wie die Wand, dann roth und wieder bleich.

Der Brief brachte auch erschreckende, überraschende Kunde.

Er lautete:

„Hochverehrtes Fräulein!

„Ich bin gerettet, — die Anna verbrannte. — Ich stürzte in's Wasser, erlassen Sie mir die nähere Beschreibung. Nur so viel, Ben Halim wollte mich ermorden. — Ich hatte einen Korngürtel durch Zufall fest umgeschlallt. Er wurde von Ben Halim zwar beschädigt, hielt mich jedoch bis zum Morgen über Wasser. Ein belgischer Dampfer nahm mich auf und brachte mich heute wohlbehalten nach Ostende. Ich leide keine Noth. — Nach Rotterdam zu Ihrem Herrn Vater der sich wohl gerettet haben wird, kehre ich nicht mehr zurück, und ich bedaure nur, hiedurch Ihren Anblick, Ihr Gespräch, Ihre liebevolle Theilnahme entbehren zu müssen.“

„Ich werde mich aber glücklich schätzen, wenn ich weiß, daß diese mir auch hier, fern von Ihnen, erhalten bleibt. — Meine unbegrenzte Dankbarkeit und Hochachtung wird durch diesen Zwischenfall in keiner Weise vermindert, im Gegentheil, ich fühle nach dem, was sich ereignet hat, nur tiefer für Sie.“

Paul Sivers.“

Gesine ließ die Hand mit dem Brief in ihren Schooß sinken. Sie wiederholte die Worte: „nach dem, was sich ereignet hat, nur tiefer für Sie.“ „Was ist da Furchtbares geschehen? Die Anna ist verbrannt, Ben Halim hat ihn morden wollen — das ist entsetzlich, aber zwischen diesen Zeilen wird noch etwas gesagt, — das heißt nicht gesagt, verschwiegen, — es liegt da etwas zwischen ihm und meinem Vater, was er nicht schreiben will, meinetwegen nicht schreiben will. — Die Anna ist verbrannt. Ach, jetzt sehe ich klar, ich habe es geahnt, nur zu richtig Alles geahnt, was da geplant wurde“ — und Gesine beugte das Haupt zwischen ihre Hände und weinte leise bitterlich.

Dann erhob sie sich, verließ das Gartenhäuschen und ging in das Haus.

„Hast Du auch gesehen,“ frug jetzt Rosein Klas, „wie das Fräulein weinte?“

„Ja,“ entgegnete dieser, „das kommt von der dummen Schreiberei.“

„Aber bei dem ersten Brief war sie sehr fröhlich, es muß in diesem Schreiben was Böses darin stehen, Klas,“ meinte Rosein.

„Das geht uns nichts an,“ entgegnete Klas, „ich bin nicht neugierig.“

„Natürlich, Du nimmst an nichts Theil, — Dir ist Alles, was geschieht, gleich,“ schmollte Rosein. „Du hast auch kein Herz für unser Fräulein.“

„Das Fräulein ist eine sehr gute Person,“ sagte Klas, „aber weshalb hat sie sich eingelassen mit dem windigen Patron? — solche Leute bringen die Mädchen stets in's Unglück.“

„Es können doch nicht Alle so dumm wie Du sein, Klas,“ erwiderte das Mädchen.

„Ich meine nicht das,“ brummte Klas unwirsch. — „Welches Fräulein wird eine Liebhaft mit einem Vagabunden eingehen?“

„Was weißt Du denn von einer



Die „Donna Anna“. Der Kapitän und seine Tochter. (S. 146.)

Liebschaft?" fragte Rosen. „Ich glaube, Klas, das ist gar keine rechte Liebschaft.“

„Ich weiß, was ich weiß," sagte Klas bestimmt, „das ist eine Liebschaft, wie die Vornehmen und Reichen sie haben.“

„Na, Klas, es wäre manchmal besser, Du benähmest Dich auch öfter so," meinte Rosen. — „es ist gut, daß Du mir gesagt hast, daß Du sehr wohl weißt, wie eine feine Liebschaft ist, jetzt wollen wir unsere Liebschaft vornehm halten, und Du sollst von nun an etwas weniger tölpelhaft zutraulich sein — die Leute reden schon!“

„Vornehm halten?" sprach Klas nach, — „damit Du auch heulst wie das Fräulein. — Was reden denn die Leute?" sprach Klas weiter, „daß ich Dich heirathen werde. — Na, das geschieht auch, wenn ich vom Kapitän mein Erbtheil erhalte, übrigens," jetzt verfinsterte sich Klas' Gesicht, soweit dieß bei seinen runden rothen Wangen möglich war, „hat mir neulich Jemand gesagt, an der Börse ginge das Gerücht, der Kapitän stände nicht gut. Ich glaube es nicht," fuhr Klas fort, „es wäre aber greulich für uns — das wird am Ende der Grund sein, weshalb jener Windhund heute dem Fräulein abgeschrieben hat," so schloß Klas seine außerordentlich lange Rede.

Er wurde geradezu erschreckt durch das „Nein", welches Rosen in höchster Entrüstung auf diese Anschuldigung hin ihm entgegenwarf. „Nein!" rief sie entschieden, — „der thut das nicht — der steht auf sein Geld, der ist rein und muthig, wie der Ritter Georg aus den Büchern, da steckt etwas Anderes dahinter, — ich werde es schon herausbringen, — der liebe das Fräulein nicht um Geld sitzen, wie Du mich, wenn der Kapitän uns nichts hinterläßt.“

„Du willst ja dann nicht heirathen!" entgegnete Klas beinahe weinerlich.

Das Gespräch fand seinen plötzlichen Abschluß durch die ganz unvermuthete Ankunft des Kapitans, der wie gewöhnlich, als wenn er aus der Erde aufgetaucht, plötzlich im Garten stand.

„Alles wohl?" rief er heiter wie sonst seinen Leuten zu. „Ja, Herr!" antworteten Beide und der Kapitän begab sich hinein zu seiner Tochter.

Gesine stand im Schatten und so konnte der Kapitän nicht merken, daß sie verweinte Augen hatte.

„Ich komme etwas später, als ich gedacht," rief van Heeren seiner unbeweglich dastehenden Tochter zu, „es hat etwas gegeben, — die Anna ist verbrannt.“

„Das weiß ich," erwiderte Gesine in kurzem, ernstem Ton.

Der Kapitän schaute bei diesem Ton auf und jetzt fiel ihm auch auf, daß Gesine ihm nicht, wie sie das sonst pflegte, begrüßend entgegengekommen. „Das weißt Du?" fragte er erstaunt. — „Noch wissen es nicht einmal die Zeitungen. Von wem weißt Du das denn?"

Die Tochter sah ihren Vater scharf an. „Von Paul Sivers.“

„Von Paul Sivers?" stotterte der Kapitän, sich verärgert und vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben außer Fassung.

„Ja," entgegnete Gesine, ihren Vater finster anblickend. „Es ist Dir nicht gelungen, ihn zu ermorden!"

Der Kapitän sprang bei diesen Worten wie ein Panther vor seine Tochter. — „Schweig!" rief er knirschend. „Sag' mir ein solches Wort noch einmal und ich und Du wir verlassen diesen Raum nicht lebend.“

„Es wäre vielleicht das Beste für uns Beide," erwiderte Gesine unerschüttert.

Der Kapitän sah seine so veränderte Tochter an, was war denn plötzlich aus dem zwar stets ernsten, aber sonst so sanften, nachgiebigen Mädchen geworden?

Hoch gewachsen, das blonde krause Haar wie gestäubt vom Haupte absteigend, die hohen, dunklen braunen Augen düster, glühend, dazu ihr gewöhnliches bleiches Gesicht jetzt geisterhaft, farblos und starr, — stand sie vor dem Kapitän wie einer jener strafenden Engel des jüngsten Gerichts aus der Regidiuskirche in Amsterdam, die Blitze auf die Verdammten schleudern. Der Kapitän erinnerte sich dieses Gemäldes und seine leidenschaftlichen Züge zuckten.

„Kind!" sagte er jetzt mit rauher, unterdrückter Stimme, in der aber Fohn und Wuth bebten, „willst Du Dich gegen mich auflehnen, willst Du den Sittenrichter mir gegenüber spielen — das leide ich nicht, — was ich gethan habe, habe ich thun müssen und würde es wieder und wieder, und würde es hundertmal wieder thun, um uns zu retten. Was hätte sein Leben zu sagen gehabt, er ist ein Vagabund und unser Essen und Trinken fristete sein Leben ein paar Wochen länger. Wenn ich ihn jetzt vor mir hätte, und ich würde ihn finden," zischte der Kapitän, und sein bräunliches Gesicht wurde braunroth, „würde ich ihn erstechen, weil er nicht leben durfte; hast Du ein Interesse an dem Menschen, — ein Frauenzimmerinteresse, — ihr seid Alle gleich, — so hast Du die Strafe, daß Du in einen Vagabunden Dich verliebst. Was sonst passiert, sind Geschäfte und gebt Dich nichts an, und ich möchte Dir nicht rathen, Blide dorthin zu thun. — Wo ist übrigens der Mensch?" fragte jetzt der Kapitän, scheinbar ganz ruhig und interessellos.

„Das sag' ich Dir nicht!" schleuderte Gesine ihrem Vater entgegen. — „Glücklicherweise zu weit von hier entfernt, als daß Du ihn erreichen könntest.“

Der Kapitän warf einen seiner starken, hellen, unheimlichen Blicke auf seine Tochter, — er wollte etwas erwidern, — schwieg aber und verließ das Zimmer.

Achtzehntes Kapitel.

Herr Blomkist stand in seinem Hotel am Asterdamme in Hamburg, es war etwa sechs Tage später, nachdem ihm die merkwürdige Aufklärung von Fräulein Elmenreich geworden, einen Hyazinthenstrauch in der Hand und schaute, an den Blumen nachdrücklich riechend, auf das blaue Wasser des großen, viereckigen, fast nur mit Palästen umsäumten Binnen-Asterbassin hinaus. Unten auf den Kais wogte ein Strom von Menschen, rollten Equipagen, knarnten Last- und Geschäftswagen. — Mild und sanft in dem Lichte eines schönen Nachmittags schimmernd lag die Flut des riesigen Wasserbeckens. Ein kleiner Dampfer zog darauf hin fernem, bläulich duftigen, bewaldeten Hügel zu, es tummelten sich eine Menge buntpfarbiger Boote auf dem Wasser und schwebten schwänglich weißschimmernde Segel.

„Schöne Stadt das — dieß Hamburg!" sagte Herr Blomkist, seine bedeutende und gebogene Nase an die Blumen haltend, „schön gebaut, viel Geld, viele Schiffe, gutes Essen, — wenn nur noch der Paul Sivers darin wäre, und die schönste Stadt, die allerschönste, wenn ich ihn hier schon hätte.“

Es pochte an der Thüre des Zimmers. Herr Blomkist ging hin und öffnete; ein in Civil gekleideter Polizeibeamter trat ein.

„Nun, was haben Sie erfahren?" frug der Holländer. „Mit dem Dampfer nach Buenos-Ayres war es nichts," meldete dienstlich, aber leise der Beamte. „Ich habe die Liste der Passagiere verglichen, der Name Marman aus London kommt darin nicht vor und der Agent sagte, er erinnere sich genau aller Passagiere, ein Mann, wie der beschriebene, sei sicher nicht mitgefahren.“

„So, das freut mich," antwortete Herr Blomkist, — „würden Sie so freundlich sein, mir ein Briefchen an Herrn Samuel Elmenreich, Neuer Wall, zu befördern?"

Der Beamte bejahte und Herr Blomkist ging an den Tisch, wo er folgende Zeilen mit der ihm bei all' seinen Schreibereien eigenen Sorgfalt und Sauberkeit zu Papier brachte:

„Sehr geehrter Herr!

„Würden Sie mir die große Gefälligkeit einer nochmaligen Unterredung noch diesen Vormittag erweisen?

Mit Hochachtung zc. zc.

Blomkist."

„Diesen Brief übergeben Sie gefälligst dem Herrn Samuel Elmenreich persönlich, Sie erhalten eine Antwort mündlich oder schriftlich und bringen mir diese dann wohl sogleich her. Ich hoffe, daß ich Ihnen dann keine Mühe-waltung mehr auferlegen werde.“

Der Beamte sprach aus, wie geehrt er sich fühle, mit einem so berühmten Fachmanne verkehren zu können, und entfernte sich.

Die Wohnung des Adressaten war in der Nähe und kaum eine halbe Stunde später kam der Bote schon zurück, gleichfalls mit einem Schreiben. Das Herr Blomkist mit seinem Federmesserschens vorsichtig öffnete.

Herr Elmenreich schrieb in großen, dicken, — eher der Schrift eines hebräischen Gelehrten, als eines Kaufmannes ähnlichen Zügen:

„Obwohl ich mir nicht denken kann, was Sie mir noch zu sagen hätten, — unser Gespräch in der vorigen Woche hatte ja die Angelegenheit — soweit ich damit zu thun habe — vollständig erschöpft, will ich unserer Glaubensvorschrift nach einen Weithergereisten, der mich sprechen will, nicht von der Thür weisen und sehe deshalb Ihrem Besuch heute Vormittag entgegen.“

„Nun," sagte Herr Blomkist, — „Du bist zwar ein Prachtskerl in Deiner Art, Samuel, — aber ich glaube, daß die Angelegenheit, soweit sie Dich betrifft, noch nicht ganz erschöpft ist, ebendeshalb möchte ich Dich noch einmal besuchen.“

Herr Blomkist entließ den ihm zugetheilten Hamburger Polizeimann höflich dankend und begab sich sogleich zu dem stillen, verschlossenen Hause am Neuen Wall.

Er wurde von Herrn Elmenreich in seiner Privatwohnung, wie stets im langen schwarzen Rock und Sammet-käppchen, empfangen, und Herr Samuel Elmenreich sah gelb und undurchdringlich wie immer aus.

„Ich habe jetzt mit Ihrer Frau Schwester gesprochen," begann der Holländer die Unterhandlung.

„Und sie hat Ihnen Alles gesagt, ihre ganze Schmach und Schande," sagte Herr Elmenreich verächtlich.

„Ja, Herr, sie hat mir Alles gesagt. Ihr Glück und ihr Elend. Von Schmach und Schande habe ich auch nicht eine Spur wahrnehmen können.“

„Das sind Ansichten," meinte Herr Elmenreich.

„Ja, das sind Ansichten," wiederholte Herr Blomkist, „konfessionelle hier und humane Ansichten dort, — doch darum wollen wir uns hier nicht streiten," fuhr Herr Blomkist fort. „Es gibt aber hierin Dinge, die mehr als nur Ansichten sind. — So zum Beispiel das Verschwinden-laffen eines Kindes," sagte Herr Blomkist mit eigener Betonung.

„Was meinen Sie damit?" frug auffallend gleichgültig der Bankier.

Der Holländer sah dem kleinen, magern Mann durchdringend in seine schwarzen Augen.

„Ich meine damit," fuhr er fort, „ein System fortgesetzter Täuschungen und widerrechtlichen Zwanges, ausgeübt auf Ihre Schwester, Frau Rebekka van Heeren.“

„Ihre Beweise?" sprach Herr Elmenreich kühl. „Diese verlange ich von Ihnen. Wo ist der Todtenschein für den Sohn Ihrer Schwester, der Frau van Heeren, den Sie nach Paris brachten?"

Herr Elmenreich zog seinen feinen, festgeschlossenen Mund noch mehr zusammen.

„Die habe ich Ihnen nicht zu geben.“

„Nun, so will ich Ihnen beweisen, daß dieser Sohn gar nicht todt ist, wie Sie Ihrer Schwester vorredeten, sondern daß er von Ihnen in Paris auf dem Konfordin-platz einfach ausgeführt worden. — Hier lesen Sie diesen Auszug aus dem Berichte der Polizeipräfectur in Paris.“

„August — 1842.“

„Ein deutsch sprechendes Kind von etwa drei Jahren, das ein jüdisches Gebetbuch bei sich hatte, in welchem eingeschrieben stand: „Hamburg, Rebekka Elmenreich, Samuel und Jaak Elmenreich", ist auf dem Konfordinplatz in der Nacht vom dritten zum vierten August aufgefunden worden. Ein vor dem vierten Portal stehender Militärwachposten will einen kleinen, schwächlichen Mann sich schnell von dem Kinde haben entfernen sehen.“

„Nachforschen war wegen des gerade eintretenden Hamburger Brandes ohne Erfolg. Gefragt, wie sein Name wäre, sagte der Knabe: Paul und etwas, das wie Sivers klang. — Der Kleine erhielt diesen Namen zugetheilt. Das Kind ist im Hause der Karmeliterinnen aufgenommen worden.“

„Daß Ihre Frau Schwester dem Kinde, welches Sie ihr unter Vorspiegelungen nahmen, ein Gebetbuch zugesteckt habe, davon konnten Sie natürlich nichts wissen, mein Herr! — Sie sehen daraus, wie über uns Allen eine höhere Macht waltet, ohne welche auch unser Geschäft, mein Herr, meist ein völlig nutzloses wäre.“

Samuel Elmenreich war bei den ersten Worten dieser Mittheilung erbsah geworden, er hatte sich jedoch schnell gefaßt.

„Es ist so, wie Sie sagen, das Kind war uns ein Zeichen furchtbarer Schmach, welche unserer Familie, welche unserer jüdischen Gemeinde hier zugefügt worden war. — Der Mann jener Person verließ sie eines andern Weibes wegen schmachvoll, er gab sich für todt aus — und so wollte ich jede Erinnerung an diese Verirrung in unserer Familie verlöschen. — Leider leistete uns jene Person heftigen Widerstand, was mich zu Zwangsmaßregeln nöthigte, die sonst nicht in meiner Natur liegen.“

„Zu berechtigten, mein Herr?" frug Herr Blomkist.

„Zu völlig berechtigten vor meinem Gewissen — Herr," antwortete Herr Elmenreich.

„Nicht aber zu berechtigten vor dem Gesetz," fuhr jetzt Blomkist fort. „Ich habe aber nicht die Ansicht, einen Mann, der mir, abgesehen von dieser schweren Verirrung, allgemein als höchst ehrenhaft geschildert wird, mit Staats-anwalt und Aehnlichem in Verbindung zu bringen. — Sie vertreten eine andere Moral, eine andere Weltanschauung wie ich, mein Herr, Ihnen ist das jüdische Gesetz — mit das menschliche die Richtschnur meines Handelns — nun, das geht uns hier weiter nichts an. — Ich spreche jetzt einen Wunsch Ihnen gegenüber aus, Herr Elmenreich, einen Wunsch, von dem ich sichere Erfüllung erwarte, und dieser ist, daß Sie die Pension Ihrer Frau Schwester so weit erhöhen, daß diese ihrem Stande gemäß leben kann. — Ich meine, daß dazu sechshundert Thaler pro Jahr ausreichen. Ich weiß, Herr Elmenreich," sprach Herr Blomkist weiter, „daß Sie als sehr kluger Mann dieß thun werden. — Ferner, daß, sollte es dazu kommen, Sie, — ich überlasse Ihnen, wie Sie die Sache ausklären wollen — mit dazu beitragen möchten, die Identität des etwa aufgefundenen Mannes — der jenes Gebetbuch besaß und auf welchen die übrigen Einzelheiten jener Affäre passen, — als den Sohn Ihrer Schwester, den Sie nach Paris brachten, zu bestätigen.“

„Bei dieser Lage der Dinge werde ich das thun," bejahte Herr Elmenreich einfach.

„Versichern Sie mir das, Herr Elmenreich, bei Ihrer Ehre und Seligkeit, als ob ich einer Ihrer Glaubensgenossen wäre," fuhr Herr Blomkist eindringlich fort.

„Seit jenen zwanzig Jahren ist auch Ihren Glaubens-leuten gegenüber nie ein unwahres Wort über meine Lippen gekommen, — ohne zu schwören, sage ich Ihnen, daß ich für gut halte zu thun, wie Sie es wünschen — ich halte es, wie die Sachen jetzt stehen, für gut im Interesse unser Aller. Ich vermeide Aufsehen jedweder Art, obwohl ich bei meinen Freunden vollständig gerechtfertigt dastehe — und die Meinung Anderer über mich sichts mich wenig an.“

„Ja, Herr, wir leben eben hier in keinem Staate des alten Bundes und die Gesetze fragen nicht darnach, in welchem Glauben Sie handelten.“

„Das weiß ich und deshalb zwingen Sie mich, Ihnen den Willen zu thun.“

Herr Elmenreich zeigte, daß er die Unterredung beendet sehen möchte.

Herr Blomkist verbeugte sich demnach tief, Herr Elmenreich kurz und flüchtig, und so schied die Männer.

„Nein, diese Juden!" murmelte Herr Blomkist, als er auf der Straße sich befand. „Der ist von Stahl und Eisen und achtzehnhundert Jahre zurück in seinem religiösen Fühlen und Denken, aber der alte magere Bursche hat doch etwas, das Achtung einflößt, er hat eine eigene Würde, einen schneidigen Muth, der würde ein Märtyrer seiner Glaubensansichten werden, wie die Männer zur Zeit der

Könige und Richter — der Bursche ist ein niederträchtiger Fanatiker, aber ich fühle Hochachtung für ihn, denn es steckt ein feuriges Herz unter all' den harten Schlägen, doch ein edler Kern in dem kleinen, eingetrockneten Männchen."

Herr Blomkist begab sich nach dem Msterkai zurück und wandelte an der elegantesten und schönsten Straße, dem Jungfernstieg, auf und ab.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kampf mit einem Riesen.

Der deutsche Contreadmiral a. D. Reinhold Werner hat ein in hohem Grade interessantes Buch unter dem Titel: „Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben“, Berlin, Verein für deutsche Literatur (Hoffmann & Comp.), veröffentlicht, das so vieles Eigenartige, Spannende, Belehrende auch für ein nicht seemannisch geschultes Publikum enthält, das wir, um unseren Lesern eine Vorstellung von diesem lesenswerthen Werkchen zu geben, hier eine Episode aus dem Kapitel: „Meine erste See-reise“, vorführen wollen. Die Schilderung ist so anschaulich, fesselnd, farbenfrisch, daß wir sicher sind, dieser Kampf wird die Theilnahme und das Interesse unserer Leser in hohem Grade erregen.

Es war klarer, schöner Sonnenschein; kein Hauch trübte die Fläche des Meeres und die Sonnenstrahlen tauchten sich schimmernd in seinen tiefblauen Schoof. Ich hatte Fremdwache und war gerade in die Lektüre eines alten Kalenders vertieft, der sich in der Seeziste des Kochs aufgefunden und dessen Inhalt ich den Kameraden vorlas, als wir durch den Ruf eines in der Tafel-lage beschäftigten Matrosen: „Brandung voraus, zwei Strich an Steuerbord!“ aufgeschreckt wurden.

Alle sprangen auf und richteten die Blicke nach der bezeichneten Stelle, die etwa zwei Meilen weit entfernt war. Der Kapitän schaute lange und aufmerksam mit dem Fernrohr hin.

„Unbegreiflich!“ äußerte er topfschüttelnd. „Auf hundert Meilen in der Runde zeigen die Karten nirgends eine Gefahr; ich bin hier schon zehnmal durchgekommen, habe davon weder etwas gehört, noch gesehen, und doch sind es richtige Klippen, die wir dort vor uns haben.“ Fünf bis sechs dunkle Felsen ragten über die Wasserfläche empor und die Brandung spritzte schäumend an ihnen hinauf.

Unterdessen war auch der Bootsmann an Deck gekommen und nahm die Sache in Augenschein. „Das sind weder Klippen, noch Brandung,“ sagte er nach einer Weile sehr bestimmt.

„Was soll es denn sein?“ fragte ziemlich pikirt der Kapitän. „Das sind Walffische,“ erwiderte der Bootsmann. „Was ihr für Klippen anseht, sind Flossen und Schwänze. Sie spielen und schlagen damit auf das Wasser, daß es wie Brandung er-schleimt.“

Zuerst begegnete die Bemerkung nur ungläubigem Lächeln, aber bald überzeugten wir uns, daß der alte Harpunier, der zwanzig Jahre in allen Welttheilen dem Walffischfang obgelegen, Recht hatte.

„Das ist eine ganze Schule!“ fuhr er fort, indem der sonst so ruhige Mann in Erinnerung an die früheren Kämpfe mit den Riesen des Meeres immer lebendiger wurde. „Seht dort die gewaltige Flosse in der Mitte, die alle anderen überragt, das ist der alte Schulmeister, der mit der Herde von Weibchen zieht. Wie schade, daß wir keine Leinen haben — da wäre ein Fang zu machen, der uns ein paar Tausend Thaler einbrächte. Sie sind lustig und man kann bis auf fünf Schritte herankommen, ohne daß sie es merken. Da! Jetzt bläst der Vulle! Was für ein Kerl muß das sein — der nicht mindestens eine 60 Fuß!“ rief der Bootsmann in voller Ekstase. Ein mächtiger Strahl von feinem Wasserdampf stieg in die Lüfte und die Sonne malte einen prachtvollen Regenbogen hinein. Als ob dies ein Signal gewesen wäre, verschwand jedoch plötzlich die ganze Schaar von der Oberfläche. Fast gleichzeitig hoben sich acht bis zehn gewaltige Schwänze aus dem Wasser und die riesigen Körper tauchten, von uns abgewandt, in die Tiefe.

„Sie kommen wieder auf,“ verhiß der Bootsmann, als wir unser Bedauern darüber ausdrückten, „und wir werden sie bald ganz in der Nähe haben. Der Walffisch steigt immer in der entgegengesetzten Richtung wieder in die Höhe, in der er hinuntergegangen. Die Thiere müssen übrigens durch etwas erschreckt worden sein, sonst ist das nicht ihre Art, so plötzlich das Spiel abzubrechen.“

Wir warteten in Spannung wohl eine Viertelstunde, da blies es wieder, erst einmal und wieder so mächtig wie vorher, dann in kleinen Zwischenräumen noch fünf bis sechsmal, aber mit schwächerem und niedrigerem Strahl. Wie der Bootsmann vorausgelagt, tauchte die Herde wieder auf, und zwar ganz nahe bei unserem Schiffe, keine dreihundert Schritte von uns entfernt.

Wie auf Kommando ließen wir Alle, der Kapitän voran, nach oben in die Tafel-lage, um besser zu sehen. Ich hielt mich zum Bootsmann, der mir über Alles am besten Auskunft geben konnte, und sah mit ihm auf der Vormarsstra. Die Fische waren bei der geringen Entfernung und in dem klaren, durchsichtigen Wasser so deutlich zu sehen, als ob sie vor uns lägen. Jeden ihrer Körpertheile, den gewaltigen Kopf mit dem Einschnitt des kolossalen Rachens, das Blasloch, die Flossen unterschieden wir klar, ja sogar die Muskellumpen, die sich auf dem ungeschlachten Rücken angeheft, konnten wir genau wahrnehmen.

Mich fesselte die Neuheit des Anblicks natürlich auf das Höchste und ich zitterte förmlich vor Erregung. Die Herde bestand aus acht Stück, dem Vulle und sieben Kühen; Kälber waren nicht dabei. Der Vulle war ein gewaltiges Thier und eher noch länger, als ihn der Bootsmann geschätzt hatte. Die Weibchen erschienen dagegen bedeutend kleiner und hatten ungefähr gleiche Größe. Alle waren sehr nahe an einander gedrängt, der Vulle auf dem linken Flügel etwas schräg vorgehoben, als wollte er die Herde gegen etwas deden. Sie blieben ziemlich auf demselben Fleck, bewegten fast unmerklich Flossen und Schwanz und nur dann und wann neigte sich einer oder der andere etwas auf die Seite, so daß wir ein Stück des weißen Bauches sehen konnten.

„Ich sage Dir, Schweizer, da ist etwas unklar,“ hub der Bootsmann wieder an, „das ist nicht die Manier der Wale, so auf einem Fleck zu hocken, das habe ich noch nie gesehen.“

„Vielleicht sehen sie unser Schiff und ängstigen sich davor,“ erwiderte ich.

„O, Gott bewahre, vor Schiffen haben sie keine Furcht, das habe ich einmal in der Südsee auf eine Weise erfahren, an die ich noch heute mit Schauern denke — nein, es muß etwas Anderes sein! Sieh! sieh! was der Vulle macht!“

Das Thier flog aus seiner schrägen Lage wie ein Blitz nach links, fast um einen Viertelkreis herum, und schob dabei etwa fünfzig Schritte voraus, gegen unser Schiff hin, so daß wir ihn noch viel deutlicher als vorher sahen. Gleichzeitig hoben sich wieder die Schwänze der Kühe in die Luft; wie ein Lauffeuer von Geschützen schlugen sie krachend damit das Wasser, daß es hoch aufschäumte, und schossen dann fast perpendikular in die Tiefe. „Das ist kein Spiel mehr,“ sagte der Bootsmann, „das ist bitterer Ernst — es muß ein schrecklicher Feind in der Nähe sein. — Ah, ich habe mich nicht geirrt, dort ist er! Schwert-fische!“

Ich folgte der Richtung der Hand und sah jetzt die vom Bootsmann entdeckten Fische. Es waren sechs, von 15—16 Fuß Länge; sie kamen mit fliegender Fahrt unter unserem Schiffsboden hervorgeschossen und nahmen ihre Richtung auf den sie offenbar erwartenden Vullen. In dem Augenblicke jedoch, als wir sie sahen, theilten sie sich, nur zwei behielten ihren Kurs bei, die übrigen bogten nach rechts ab, wahrscheinlich um den fliehenden Kühen zu folgen. Die beiden ersteren, etwa zehn Schritte von einander entfernt, nahmen ihren Weg auf die Flanke des Walffisches — in wenigen Sekunden mußten sie ihn erreichen und dann war er verloren. Da erfolgte wieder die unbegreiflich blitz-schnelle Drehung, diechmal nach rechts; der Kopf des gewaltigen Thieres senkte sich und es führte mit dem Schwanz nahe an der Oberfläche des Wassers einen furchtbaren Schlag.

Der Angriff der Schwertfische war misslungen und der eine von ihnen kampfunfähig gemacht; er lag auf der Seite, bewegte zwar noch die Flossen, mußte aber schwer beschädigt sein, denn er strich nur langsam seitwärts in die Tiefe. Der zweite war unverletzt; wir sahen ihn aus dem schäumenden Wasser, das der Schwanzschlag verursacht, mit peilartiger Geschwindigkeit hervorkommen und nach links schwimmen, um sehr bald unseren Blicken zu entweichen.

Der Walffisch stand regungslos im Wasser und uns so nahe, daß wir fast direkt auf ihn niedersahen. Er blies, als ob er zur Fortsetzung des Kampfes Athem schöpfen wollte. Es klang wie ein übernatürlicher Posaumenton, aber wir sahen in der großen Nähe auch deutlich, daß es kein Wasser war, was er von sich gab, sondern nur mit nebelartigem Dampf vermischte Luft. Es fielen keine Tropfen auf die Wasserfläche zurück.

„Bravo, bravo!“ ertönte es laut von den Toppen und Raaen aus unser Aller Munde, die wir Zuschauer des wunderbaren Kampfes waren. „Hurrah! der Wal hat gesiegt.“

Als ob dieser unsere Beifallsrufe verstanden, drehte er den Kopf etwas nach uns zu, blieb aber sonst auf der Stelle und kein mächtiger Rücken stand einige Fuß aus dem Wasser hervor. „Wartet, wartet,“ mahnte der Bootsmann, „die Sache ist noch nicht zu Ende. Ihr kennt die Schwertfische nicht, so leicht geben sie den Kampf nicht auf. Der alte Schulmeister weiß das auch ganz genau; seht nur, wie er den Kopf dreht und die Augen überallhin scharfen Ausguck halten.“

Kaum waren die Worte verhallt, als auch schon ein neuer Angriff folgte, diechmal aber augenheimsich von der andern Seite, als vorher ihn der Walffisch erwartete. Der Schwertfisch hatte einen völligen Halbkreis gemacht und sich Hilfe geholt, um seinen Angriff zu erneuern. Den letzteren selbst sahen wir nicht, sondern nur seine großartige Wirkung. Der Wal sprang mit seinem ganzen Körper so hoch aus dem Wasser, daß der Bauch sich noch einige Fuß über der Oberfläche befand, und schlug dann mit einem donnerähnlichen Krach und so furchtbarer Gewalt in sein Element zurück, daß der Fall ein Meer von schäumendem Gischt bildete und hohe Wellen bis zu unserem Schiffe trug.

Im selben Augenblicke, als der verzweifelte Luftsprung gethan wurde, sahen wir drei Schwertfische in sechs bis acht Fuß Abstand und parallel neben einander unter dem Walffisch hervorschießen und gleich darauf in dem Schaum verschwinden. Offenbar hatte der Wal keine Zeit mehr gehabt, der Attacke mit einem Schwanz-schlage zu begegnen wie vorher, und sich nur durch Heraus-schnellen aus dem Wasser retten können. Die Schwertfische hatten so ihr Ziel verfehlt und waren unter ihm durchgegangen. Der zweite Gang des merkwürdigen Kampfes war beendet, und wiederum ertönte aus dem Munde der Belahung ein „Hurrah!“ für den Wal.

„Er ist doch verloren,“ jagte der Bootsmann; „es sind drei gegen einen, die beiden anderen werden auch noch zurüdkommen und dann ist er unbedingt fertig. Schade um den schönen Thron,“ fügte er bedauernd hinzu. Er sah die Sache weniger vom Hevaleresen, als vom Standpunkte des Harpuniers an, während wir Anderen alle Partei für den Wal nahmen. Die Prophezeiung sollte nur zu bald in Erfüllung gehen. Der Kampf begann auf's Neue und wurde von beiden Seiten mit der größten Wuth und Erbitterung geführt. Leider entgingen uns jetzt die meisten Details, aber wie heiß der Streit entbrannt war, das sahen wir an den heftigen Bewegungen des Walffisches, an dem Wogen und Schäumen des gereiztesten Wassers, wenn letzterer keine Schwanzschläge austheilte, an dem schnellen Wechsel des Kampfplatzes, bald unmittelbar beim Schiffe, bald 500 Schritte und mehr davon entfernt. Die Schwertfische selbst sahen wir fast gar nicht mehr; sie schwammen bedeutend tiefer als der Wal, weil die Angriffe stets auf dessen verwundbarsten Theil unterhalb der Bauchflossen gerichtet waren, und die rasenden Sprünge und Stöße des letzteren machten die Wasserfläche so trübe und undurchsichtig, daß wir zu unserem großen Bedauern ihren Bewegungen nicht folgen konnten. Nur einmal machte auch einer von ihnen einen Satz aus dem Wasser, offenbar um einem sofort darauf erfolgenden Schwanzschlage zu entgehen.

So wogte der furchtbare Kampf hin und her. Wir folgten, soweit wir konnten, seinen Einzelheiten in athensloser Spannung wohl zehn Minuten lang, dann trat die Katastrophe ein. Jener mächtige Posaumenton von vorher ertönte wieder, aus dem Blasloch stieg die Dunstfäule hoch in die Lüfte, aber diechmal spiegelten sich die Sonnenstrahlen nicht in Regenbogenfarben in ihr wieder, denn der Dampf zeigte sich mit Blut gemischt und roth gefärbt. Der tapfere Wal war tödtlich von seinen Feinden getroffen. Wie rasend jagte er im Kreise umher, bisweilen bis zu seiner halben Höhe aus dem Wasser hervortragend und es mit gewaltigen Schlägen peitschend. Dann erhob sich der Leviathan wieder mit einem furchtbaren Taps aus dem Wasser, aber neben

ihm hing ein Schwertfisch, den er mit sich in die Luft empor-genommen, um ihn beim Fall mit der Wucht seines Körpers zu zer-schmettern und, selbst sterbend, seinem Feinde den Tod zu geben. Noch einmal warf der Gigant einen Blutstrahl hoch — dann folgten drei bis vier furchtbare Schwanzschläge und Alles war still. Das Wasser glättete sich und der mächtige Körper des tapferen Wal schwamm leblos an der Oberfläche. Nach seiner ersten Verwundung hatte er sich so weit von unserem Schiffe entfernt, daß wir das Letzte der submarinen Schlacht nur noch undeutlich sahen, aber wir konnten uns eines schmerzlichen Gefühles des Be-dauerns nicht erwehren, daß der Held der Tiefe, der so brav ge-stritten, am Ende doch hatte unterliegen müssen.

Auch der Bootsmann sprach kein Bedauern aus, aber nur darüber, daß wir keine Fässer an Bord hatten, um den kostbaren Speck zu retten.

„Der hat mindestens seine 300 Tonnen, es ist ein Kapital-bulle, und nun geht all' der Blubber vor die Haie,“ sagte er. „Da sind rund 1500 Thaler zum Teufel, und nun muß es gar ein Potwal sein, sonst könnte man in einer Stunde doch noch eine Masse Geld an ihm verdienen.“

„Wieso?“ fragte ich, da ich den Sinn der letzten Bemerkung nicht verstand.

„Der Potwal hat keine Barteln,“ erwiderte er, „sondern nur Zähne im Unterkiefer, und die haben wenig Werth, wenngleich er damit Unglück genug anrichten kann. Ich hab's erlebt und kann davon ein Liedchen singen; aber jetzt wollen wir nieder-entern und den Alten um ein Boot fragen. Wir wollen uns wenigstens ein Stück von der Junge holen, die schmeckt ganz vor-trefflich und eine solche Abwechslung bei dem ewigen Tornister-reich thut wohl.“

In meinem Eifer, recht schnell an Deck zu kommen, und auch wohl mit einer gewissen Eitelkeit, um vor dem Bootsmann meine Gewandtheit zu zeigen, benützte ich nicht die Strickleitern der Wanten, sondern rutschte an der Stengepardune herunter; aber leider bekam es mich schlecht. Ich machte es zu schnell und verbrannte mir so das Innere der Handfläche, daß ganze Stücke von der Haut abgerissen wurden.

„Bravo, Schweizer, das nenne ich flink!“ rief der Bootsmann. „Siehst Du, mit der Zeit kann noch ein ganz tüchtiger Kerl aus Dir werden.“

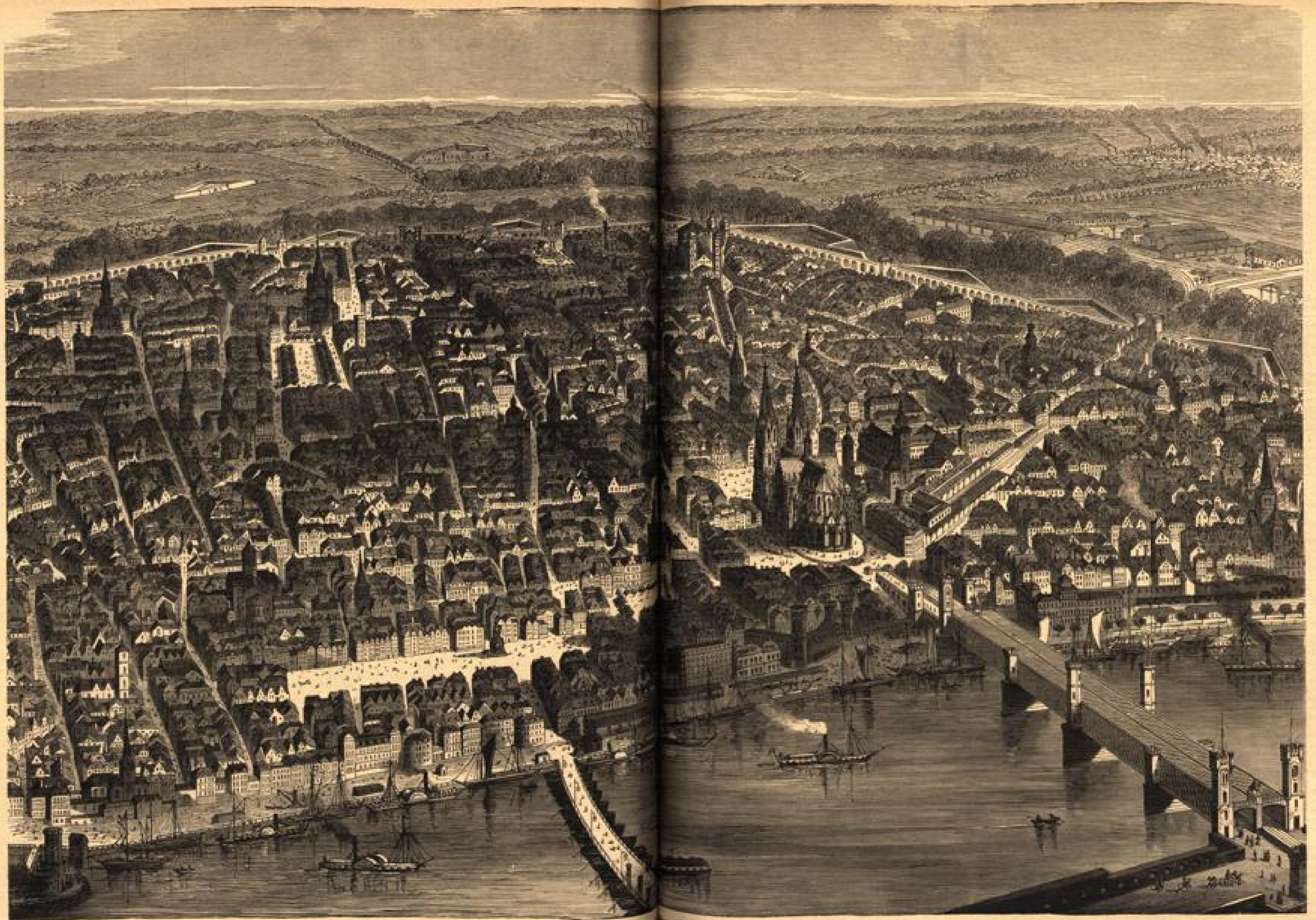
Das Lob war theuer erkauft; ich biß vor Schmerz die Zähne auf einander, ließ aber natürlich von meinem Mißgeschick nichts ver-lauten, um nicht ausgelacht zu werden. Der Kapitän er-laubte, daß der Bootsmann die Big nahm, um ein Stück von der Junge zu holen, und ich durfte mitfahren. Selten habe ich solche Schmerzen ausgestanden, als bei dieser Fahrt, weil das Holz der Bootstriemen beim Rudern stets mit dem rohen Fleisch meiner geschundenen Hände in Berührung kam, aber mit einem eines Indianers würdigen Stoisismus ertrug ich die heillose Pein, um für die Zukunft eine Lehre daraus zu ziehen.

Wir fanden den Walffisch auf der Seite liegend und die ganze Wasserfläche in seiner Umgebung von Blut geröthet. Er hatte eine Länge von über 60 Fuß, und namentlich imponirte mir der riesige Kopf, der ein Drittel des ganzen Körpers auszumachen schien. Am Bauche hatte er vier schwere Wunden, drei davon mehr horizontal, die vierte, tödtliche jedoch durch einen wohlgezielten Stoß von unten verursacht. Sie war es wohl, die den Wal zu seinem letzten verzweifelten Luftsprunge getrieben hatte, bei dem er den Schwertfisch mit in die Höhe riß. Das abgebrochene Schwert stak in der Wunde, war aber so fest zwischen die Rippen eingeklickt, daß es nicht möglich war, dasselbe mit den Händen herauszuziehen. Als wir dann mit dem Boote zum Rachen hin-holten, um ein Stück der Junge herauszuschneiden, fanden wir ersteren kramphast geklafften, aber zwischen den Riefen einen vollständig zermalmten Schwertfisch. Der Wal mußte ihn wahr-scheinlich noch unmittelbar vor seinem Tode recht quer erfaßt und ihn mit seiner gewaltigen Reibe von 48, 6—7 Zoll langen, kegelförmigen Zähnen förmlich zu Drei zerquetscht haben: nur der Kopf mit dem Schwert hing an der oben liegenden Seite des Rachens noch unverletzt, so daß wir ihn abschneiden und in das Boot nehmen konnten.

Damit war dem Bootsmann jedoch nicht gedient, er war auf die Junge verlesen und wollte sie durchaus haben. Das ließ sich aber nur machen, wenn wir den Fisch längs des Schiffes brachten, und wir bugsierten ihn deßhalb bis dorthin. Als der Kolof einmal in Bewegung gesetzt war, glitt er leicht durch das Wasser, und nach kaum einer Stunde war er an der Seite des Schiffes befestigt. Doch alle Mühe, den Rachen zu öffnen, war vergebens, und zum großen Kummer des Bootsmannes und un-serer selbst mußten wir uns den Appetit auf den so hochgerühm-ten Lederbißsen vergehen lassen. Als der Fisch bei diesen Ver-suchen mit Tauen herumgedreht wurde, fanden wir zu unserem Erstaunen drei alte verrostete Harpunen in seinem Rücken. Zwei davon trugen denselben Schiffsnamen, die dritte jedoch einen an-dern; das Thier mußte also schon früher von zwei verschiedenen Walffischfängern gejagt worden und ihnen entronnen sein. Sowohl die Harpunen als auch die abgebrochene Säge wurden zum Andenken an den merkwürdigen Tag herausgeschliffen; dann aber mußte der Wal losgeworfen werden, denn es sprang etwas Wind auf und der Kapitän wollte dieß ausnutzen.

Wie um ein Ras die Raben, so hatten sich in der letzten Stunde eine ganze Reihe Haie um den todtten Wal gesammelt. Woher sie so schnell kamen, mochte der liebe Gott wissen, aber wir zählten wohl zwölf von den verschiedensten Größen, die, mit ihren dreieckigen Rückenstößen die Wasserfläche schneidend, bis auf 20—30 Schritte Entfernung das Schiff umkreisten und auf den Augenblick zu warten schienen, wo ihnen die selten reiche Beute zu-fallen mußte. Als wir den Fisch loswarfen und er kaum eine Schiffslänge von uns entfernt war, schossen sie von allen Seiten auf ihn zu und rissen mit ihren furchtbaren Gebissen mächtige Stücke aus dem Kadaver.

Den Kopf des Schwertfisches ließ der Kapitän für sich skelet-tiren; das abgebrochene Schwert erhielt der Bootsmann, schenkte es aber mir, und ich habe es als ein Andenken, sowohl an den alten Mann, dem ich außer so vielen anderen Wohlthaten auch mein Leben verdanke, als auch an das furchtbare Schauspiel auf-be-wahrt, das zu sehen und namentlich in solcher Nähe selten Je-mandem vergönnt ist.



Blick von Regensburg im Jahr 1850.

Der arretilte Feldwebel.

Humoreske

von

Ph. Lenz.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Kommandantur in der Hauptwache zu F., welche berühmte Stadt an einem in Deutschland nicht unbekanntem Flusse liegt, ging Feldwebel Waldmann in dem gemütlich durchwärmten Bureau auf und ab, sah nach der Uhr an der Wand, sah nach seiner Taschenuhr, verglich ihre beiderseitigen Angaben mit denen der Turmuhr, die man vom Fenster aus sehen konnte, blickte zu letzterem nach dem Plaze vor der Hauptwache hinaus, murmelte allerlei Bemerkungen vor sich hin: — kurz, benahm sich genau so, als ob er ungeduldig auf etwas warte, gern weg wolle und nicht weg könne. Beides war in der That der Fall: er wartete auf den Stadtkommandanten und wollte gerne zum Mittagessen in die „weiße Feder“, wo es heute Schweinefleisch mit Sauerkraut und Klößen gab; denn wenn er zu spät kam, war nur noch Kalbsbraten da — und den mochte er nicht.

Auf dem grünen Tisch in der Mitte des Zimmers lagen die zur Unterzeichnung durch den Stadtkommandanten bestimmten Papiere, militärisch in drei Glieder geordnet und genau ausgerichtet. Bei seinen Wanderungen hin und her in der Stube blieb Feldwebel Waldmann noch einmal vor dem Tische stehen, um die betreffenden Aktenstücke einer letzten Prüfung zu unterwerfen. „Aber Schuster!“ rief er dem Einen der beiden ihm untergebenen Schreiber zu, „weßhalb haben Sie denn den Bericht von der Konstablerwache mit hergethan? Wir sollen heute wohl gar nicht fertig werden? Weg damit!“

„Unteroffizier Stübler hat citissime auf seinen Rapport geschrieben. Es war vorgestern schon nur noch für einen Tag Heizung auf der Konstablerwache,“ rechtfertigte Schuster sein Verfahren.

„Ach was,“ meinte Waldmann, „wenn nicht Holz genug mehr da war, so konnte das früher gemeldet werden. Ich habe keine Lust, um die Kerls, die da auf der Konstablerwache im Loch sitzen, heute gar nicht vom Bureau fortzukommen — und es ist schon gleich halb Zwei. Ehe der General so eine Angelegenheit begreift und seine Unterschrift gibt für ein paar Scheite Holz, dauert's regelmäßig eine halbe Stunde. Nach seiner Ansicht ist es nun einmal eine Verschwendung, das theure Holz aufzubrennen — wenn ich auch wissen möchte, wozu es sonst eigentlich da ist.“ Er nahm selber den betreffenden Rapport vom Tische und schloß ihn in sein Kolt. „Wenn wir den morgen vorlegen, ist es auch noch früh genug. Werden wohl nicht erfrieren, da hinten in der alten Konstablerwache,“ sagte er dabei. „Die Schildwachen am Schloß haben auch keinen Ofen bei sich.“

Er setzte seine Musterung der Papiere fort und fand nochmals etwas zu moniren.

„He, Schuster, Sie haben ja dem Lieutenant, der heute auf Wache gekommen ist, nur zwei Ronden auf den Zettel geschrieben! Ist wohl ein besonderer Freund von Ihnen?“ Schuster verneinte lechsteres und begründete seine menschenfreundliche Handlungsweise durch das häßliche kalte Wetter.

„Daraus wird nichts,“ sagte Feldwebel Waldmann. „Ich habe den Lieutenant Holtermann schon als Einjährigen gekannt und mich immer über seine Vornehmthuererei geärgert. Der muß laufen!“ Und er schrieb selber einen neuen Zettel mit den Ronden nach dem Pulverturm und der Militär-Badeanstalt, wo ein Gefreiter mit drei Mann zum Trocknen (bei jetziger Witterung sagte man richtiger: zum Hartfrieren) aufgehängte Lazarethwäsche bewachte. Der Pulverturm lag vor dem einen Stadtturm und die Militär-Badeanstalt vor dem entgegengegesetzten; zu lechsterer hatte man etwas weniger als eine gute Stunde zu gehen und zu ersterer etwas weniger als knapp anderthalb Stunden von der Hauptwache aus gerechnet.

Es wurde beinahe zwei Uhr, ehe der Stadtkommandant, Herr Generalmajor von Kornburg, erschien. Er wünschte Feldwebel Waldmann in der harmlosesten Weise guten Tag, als sei er sich nicht im mindesten bewußt, wie unverantwortlich lange er wieder einmal auf sich habe warten lassen, und sprach freundlich von dem auffallend kalten Wetter. Feldwebel Waldmann stimmte in seinem Namen und im Namen der beiden Schreiber dieser Kälteempfindung bei, worauf der General die Güte hatte, sich sehr lobend über Excellenz von Molte's neue Reichstagsrede auszusprechen. Er zog sich sodann einen Stuhl neben den grünen Tisch, klemmte sein Binocle auf die Nase und las langsam (buchstabirend! hätte Waldmann beschwören mögen) die sämtlichen Schriftstücke durch. Im Ganzen hatte Generalmajor von Kornburg nur an zweiundzwanzig bis siebenundzwanzig Punkte seine Bemerkungen anzuknüpfen, was freilich durch die Länge dieser Bemerkungen wieder ausgeglichen wurde, und setzte zuletzt — in merkwürdig verbogener Haltung, denn er war zu faul, sich auf seinem Stuhle herumzudrehen — seinen Namen unter die verschiedenen Befehle und an höhere Behörden einzuschickenden Berichte. Es thut und leid, es weiter erzählen zu müssen: — aber Feldwebel Waldmann hätte dem alten verdienten General am liebsten das Tintensaß an den Kopf geworfen, weil er

sich so entsetzlich umständlich benahm und gar nicht fertig werden konnte.

Nachdem der Kommandant alles Dienstliche erledigt und dem Feldwebel ein halbes Duzend neue, sehr wichtige und sehr dringende Arbeiten, die er noch am Abend desselben Tages fertig gemacht und in seine Wohnung geschickt haben wollte, aufgetragen hatte, erinnerte er sich endlich auch dessen, wessen er sich schon längst hätte erinnern sollen: er wünschte dem Feldwebel Waldmann und seinen beiden Schreibern gesegnete Mahlzeit und ging.

„Gesegnete Mahlzeit,“ knurrte Feldwebel Waldmann hinter ihm her. „Hat sich was mit gesegneter Mahlzeit, jetzt, dicht vor drei Uhr. Wenn ich zu Tisch komme, kann ich Kalbsbraten kauen — vom Schweinefleisch mit Sauerkraut wird nicht ein Mund voll mehr für mich da sein.“ Er hing seinen Mantel um und lief so schnell er konnte in die „weiße Feder“.

Nichts ist ungemüthlicher als in einer Kneipe zu spät zu Tisch zu kommen. Ein dunstiger Speisegeruch füllt das Lokal. Auf den Tischen liegen nur noch einzelne Gedecke; und die großen Flecke auf den Tischtüchern, die sich nun nicht mehr unter Tellern, Biergläsern und Servietten verbergen können, bieten sich dem Auge in ihrer ganzen Appetitlichkeit dar. An einzelnen Ecken sind babylonische Thürme von gebrauchtem Geschirr angehäuft. Hier und dort legen die Kellner für verspätete Gäste Messer, Gabeln und Löffel zurecht, die sich so fettig anföhlen, als ob sie eben erst in lauwarmem Spülwasser abgewaschen und mit einem zu diesem Zwecke bereits seit dem letzten Sonntag in Gebrauch befindlichen Tuche abgewischt worden wären. Das Brod ist verschnitten und verschnipfelt; Spuren von Allem, was mit den Messern in Berührung gekommen, sind an ihm zu sehen: rothe, grüne, braune und weiße Stellen von Compot, Gemüse, Sauce und Kohl. Ganz gewiß haben auch einige wohl erzogene Menschen mit dem Messer, auf dessen Spitze sie soeben eine Portion in den Mund geschoben, gleich hinterher in's Brod gefäßelt. In den Gewürznäpfchen hat die so segensreiche Standbestellung zwischen Salz, Senf und Pfeffer sich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten können. Zwischen das Salz ist Pfeffer gerathen, zwischen den Pfeffer Salz; zu beiden haben sich Senftröpfchen gesellt, und Salz und Pfeffer haben, als artige Leute, dem Senf ihren Gegenbesuch abgestattet.

„Hier sieht's wieder schön aus,“ sagte Feldwebel Waldmann, als er in die „weiße Feder“ eintrat. Er steuerte auf den Tisch zwischen Wanduhr und Ofen zu, wo er seinen Stammply hatte, dem Büffet gerade gegenüber. Als er sich niederließ, erhob sich sein Kollege und Waffenbruder, Feldwebel Trübener, der aber nicht zur Kommandantur gehörte, sondern im aktiven Dienste stand. Er hatte schon gespeist und sogar noch Zeit gehabt, oder sich die Zeit genommen, Kaffee zu trinken, wie die geleerte Tasse bewies, die er zur Seite schob, ehe er aufstand. „Guten Tag, Waldmann,“ sagte er zu dem ihn nur mit einem Nicken Begrüßenden. „Du kommst aber sehr spät heute.“

„Nun ja,“ antwortete Waldmann bissig, „unserer hat eine andere Art Dienst als ihr bei der Kompagnie. Unsere Arbeiten lassen sich nicht auf Kommando in jedem Augenblick abbrechen wie euer Trezieren. Jeder kann so etwas freilich nicht; es gehört mehr dazu, als man auf der Unteroffizierschule lernt. . . Gustav, was gibt's?“

„Es ist nur noch Kalbsbraten da, Herr Feldwebel,“ sagte Gustav, der Kellner.

„Ihr mit eurem ewigen Kalbsbraten hier zu Lande! Gustav, ihr wißt doch, daß ich jeden Tag hier esse! Warum hebt ihr mir nicht von dem Anderen etwas auf? Ich habe nun schon so oft darum gebeten!“

Gustav lächelte süß und antwortete: „Der Herr leidet es nun einmal nicht; wir dürfen nichts aufheben. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, sagt der Herr immer.“ Und gleichiam, als ob er sich einbildete, daß es ein Trost sei für Feldwebel Waldmann, fügte er noch hinzu: „Herr Feldwebel Trübener hat die letzte Portion Schweinefleisch mit Kraut und Klößen bekommen.“

Feldwebel Trübener, der sich während Waldmann's Verhandlungen mit dem Kellner eine Cigarre angezündet hatte, bestätigte diese Angabe mit einem viel zu schadenfrohen Lächeln, als daß wir ihn für einen edlen Charakter halten können, und ging dann hinüber an's Büffet, wo er mit dem Mariechen, des dicken, groben Wirthes lieblichem Töchterlein, zu plaudern begann. Während Waldmann seinen Kalbsbraten verzehrte, verzehrte er zugleich sich selber vor Wuth über Trübener, den Verräther. Er, Feldwebel Waldmann, hatte die „weiße Feder“ entdeckt, freundschaftlich gesinnt, hatte er seinen Kollegen Trübener in das ausgezeichnete Lokal eingeführt. Und worin bestand Trübener's Dank? Darin, daß er alle Tage in die „weiße Feder“ zu Tisch ging und Waldmann die letzte gute Portion vor der Nase wegah.

Waldmann wußte zwar, daß es doch nichts helfen würde, konnte es aber trotzdem nicht unterlassen, sich, nachdem er seinen Braten mit Aerger hinuntergewürgt, ebenfalls an das Büffet zu begeben und Trübener mit sanften Worten wegen seiner gar nicht freundschaftlichen Handlungsweise Vorwürfe zu machen. Wie vorauszusetzen gewesen, wollte Trübener durchaus kein Unrecht seinerseits anerkennen; und Waldmann wäre beinahe in Krakehl gerathen mit dem guten Trübener, der sicherlich keinen Men-

schen in seinen Rechten verkürzte, aber nun einmal nicht ein sah, warum er kein Schweinefleisch mit Sauerkraut und Klößen essen durfte, nur weil sein Kamerad und Waffenbruder Waldmann noch keine Portion davon bekommen hatte.

„Trösten Sie sich nur, Herr Feldwebel,“ sagte endlich Mariechen, des dicken, groben Wirthes liebliches Töchterlein, zu Waldmann, „heute Abend gibt es Hasenbraten mit Salzkartoffeln und Preiselbeeren.“

„Hasenbraten mit Salzkartoffeln und Preiselbeeren lobe ich mir schon,“ meinte Waldmann, „aber was nützt mir das? Wir haben heute auf der Kommandantur so viel zu thun, daß ich mich freuen kann, wenn ich um Acht fertig geworden bin; und dann wird's längst nicht mehr ein Schnipselchen Hasenbraten mehr für mich geben.“

„Diesmal sollen Sie nicht zu kurz kommen, Herr Feldwebel,“ versprach ihm Mariechen. „Ich will dafür sorgen, daß Ihnen auf alle Fälle ein schönes Stück reservirt wird.“

„Hand darauf!“ rief der Feldwebel rasch, seine Hand hinhaltend. Lachend schlug Mariechen ein; und Trübener schlug „durch“ als Zeuge und zur Bestätigung des Vertrages.

Eine Viertelstunde später saß Feldwebel Waldmann schon wieder emsig arbeitend in seinem Bureau. Die Aussicht auf eine schöne Portion Wildpret, von Mariechen selber für ihn besorgt, zum Lohne seines Fleißes, hielt seine Gedanken in Spannung und förderte sein Werk mächtiger noch, als er selber hoffte, es fördern zu können. Denn was vermag der Mensch nicht Alles um eines großen Zweckes willen?

Um Sech's meldete sich eine Ordonnanz von der Konstablerwache. Sergeant Willig, der heute dort kommandirte, schickte sie. Der Kerl sagte aus: es sei kein einziges Stückchen Holz mehr bei ihnen vorhanden; die Wache wäre kühl wie ein ungeheizter Eiseller; Sergeant Willig fürchte, daß die Arrestanten in ihren Arrestzellen über Nacht erfrieren würden; er frage an, was er thun solle.

„Was er thun solle!“ schrie Waldmann den Soldaten an. „Sagen Sie ihm, er werde doch wohl eine Schachtel mit Streichhölzern bei sich haben — damit möge er seinen Ofen heizen, wenn ihm zu kalt würde. Und klapperten ihm dann die Knochen immer noch, so sollte er sich von seinem Gefreiten die Nase reiben lassen! Was mich das angehe, wenn auf der Konstablerwache kein Holz mehr wäre! Ob sich der Herr Sergeant vielleicht gedacht hätte, ich würde ihm gleich mit einem Leiterwagen voll Brennmaterial vor die Bude fahren und ihm einen schönen Gruß vom Kommandanten dabei bestellen? Wenn keine Feuerung mehr da war, so hätte das früher gemeldet werden müssen, dann wäre jetzt was da. Meint der Herr Sergeant, wir hätten hier nichts Anderes zu thun auf der Kommandantur, als nur augenblicklich seinen Befehlen zu gehorchen? Und daß mir der Sergeant Willig kein dummes Zeug macht, nicht etwa das Treppengeländer absägt, kein Holz vom Hofe holt, wenn da welches liegt, oder gar die Beine von den Britschen losbricht und in den Ofen steckt. Er sollte sich überhaupt schämen, solchen Spektakel darum zu machen, wenn er einmal nicht vorm brennenden Feuer hocken könne. Die Schildwachen und Posten müßten bitterlich frieren; und er ließe schon mit Klagen auf die Kommandantur, weil ihm seine Wachtstube nicht geheizt sei. Das sagen Sie ihm, verstanden!“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel.“

„Dann kehrt, marsch! Und daß Sie mit nicht zum zweiten Male wieder angetanzt kommen. Halt, warten Sie mal!“ Er stand auf, hob ein Scheit von den vor dem Ofen liegenden auf, schob es dem Soldaten unter den Arm und trug ihm einen schönen Gruß an Sergeant Willig auf. „Feldwebel Waldmann bedauere, nicht mehr zu haben; aber hier schide er Sergeant Willig wenigstens ein Stückchen Holz zum Kaffeeochen.“

Der Bote zog mit seinem Scheite unter dem Spottgelächter des Feldwebels und der beiden Schreiber ab. Getreulich rapportirte er seinem Sergeanten, was Waldmann ihm aufgetragen hatte, und lieferte auch das Holz schein richtig ab. Sergeant Willig suchte sieben schwere Klöße über diesen schönen Bescheid und wünschte sich nur, daß der Feldwebel von der Kommandantur ihm einmal unter die Finger gerathen möchte. Er malte es sich in dieser Weise aus: daß der Feldwebel noch einmal Rekrut und ihm zur Ausbildung überwiesen würde. Und dann hätte Waldmann sich allerdings gratuliren können!

Raum war die Ordonnanz von der Konstablerwache fort, als abermals ein Bote erschien, ein Junge. Er brachte einen Brief, den er zuerst dem Schreiber Schuster in die Hand zu stecken versuchte. Schuster schickte ihn zu Waldmann; denn dieser war der richtige Adressat. Nachdem der Junge sein Schreiben abgeliefert, blieb er noch neben dem Feldwebel stehen, ohne ein Wort zu sagen. Waldmann gab ihm einen Groschen; denn er glaubte, hierauf hätte der Junge gewartet. Dieser nahm den Groschen an, verharrete indessen weiter auf dem Flecke, wo er stand.

„Was willst Du noch?“ fragte Waldmann.

„Antwort,“ sagte der Junge.

„Das kann man Dir doch nicht an der Nase ansehen,“ äußerte sich Waldmann sehr richtig und fing an, den Brief zu lesen, denn ehe er wußte, was er enthielt, konnte er auch keine Antwort ertheilen.

(Schluß folgt.)

Die Stadt Köln.

(Bild S. 148 u. 149.)

Die Vollendung des Kölner Domes, der jetzt als das schönste, großartigste Kirchenbauwerk Europas in der alten Stadt am Rheine prangt, und das Einweihungsfest, welches am 16. und 17. Oktober zur Feier dieses Ereignisses stattfand, hat die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf das alte, heilige Köln gelenkt. Wir lassen deshalb unsere Leser die ganze Stadt aus der Vogelperspektive überschauen. Der Schlüssel (s. unten) überhebt uns, das Einzelne zu bezeichnen. Diejenigen unserer Leser, welche schon in Köln gewesen, werden leicht ihre Erinnerung durch den Schlüssel auffrischen. Wer Köln aus Schilderungen kennt, findet auch vermöge dieses Hilfsmittels die hervorragendsten Bauwerke z. leichter heraus und vermag sich dadurch schnell zu orientiren, und auch für unsere anderen Leser wird dieser verkleinerte Schattenschilderung, ihnen das große Bild klar zu gestalten, und bewirken, daß es sich dem Gedächtnisse mehr einprägt. Wir wollen die Generalansicht Kölns nur mit einigen historischen Daten umrahmen. Die Stadt verdankt ihren Ursprung den Römern, sie wurde auf Befehl des Markus Agrippa um 37 vor Christi von den Ubieren angelegt, weshalb sie auch zu Anfang Ubiorum oppidum, Stadt der Ubiere, hieß. Im Jahre 50 nach Christi ward die Stadt nach der Gemahlin des Kaisers Claudius Agrippina, welche, in Köln geboren, eine Kolonie dort errichtete und deshalb vergrößerte, Colonia Agrippina genannt. Nachher bemächtigten sich die Franken der Stadt, in deren Besitz sie bis zur Theilung des fränkischen Reiches (511) blieb; die Stadt kam an Austrasien und 870 durch Vergleich zwischen Ludwig von Deutschland und Karl dem Kahlen von Frankreich an Deutschland. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts trat Köln in den Bund der Hanse; um 1288 wurde der Grundstein zu dem jetzigen Dome gelegt. Mitte des dreizehnten Jahrhunderts trat Köln in den rheinischen Städtebund; als freie Reichsstadt besaß Köln meist im Streit mit den Erzbischöfen, welche ihre Freiheit nicht ganz anerkennen wollten und sie „fürstliche Stadt“ nannten. Zu dieser Zeit war Köln besonders berühmt seiner Universität und Malerschule wegen; 1801 verlor Köln unter französischer Herrschaft neben den zahlreichen Stiftskapiteln, Abteien, Kommenden des deutschen Rittersordens z. den Charakter als freie Stadt. Durch den Frieden von Paris (1814) fiel Köln an Preußen. Köln besitzt 19 Thore, es umschließt jetzt 34 Plätze, darunter 4 Märkte, und hat gegen 200 Straßen und Gassen; es zählt etwa 140,000 Einwohner, unter denen ungefähr 15,000 Protestanten und 3000 Juden sich befinden. 1816 hatte Köln 49,145 Einwohner. Erst seit 1841 ward die Erneuerung und Vollendung des herrlichen Domes energisch in die Hand genommen; heute, ein Jahrzehnt nach der Gründung des deutschen Reiches, steht dieses Monument deutscher Kunst vollendet da, weit die Stadt überragend, hineinsehend nach Ost und nach West in die gelegneten Gesilde, welche der Rheinstrom durchzieht. Möge dies größte Denkmal der kirchlichen Baukunst unserer Nation ein Sinnbild des Friedens und der Eintracht sein!

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola

von Emile Zola

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

25.

Leon fuhr in die Höhe. Er starrte Marchoche fragend an.

Marchoche sagte: „Vor neunzehn Jahren ist ein fremder junger Mann auf der Landstraße zwischen Frémicourt und Giroy ermordet worden. Dieser Unbekannte hatte in Saint-Trun im Gasthose des alten Bertaux ein Zimmer bewohnt. Er mochte etwa zwanzig Jahre alt sein, war groß und hübsch wie Sie, vornehm aussehend wie Sie, gebildet wie Sie, er hatte ein braves Herz wie Sie und hieß Leon — wie Sie.“

Die Hand des Jünglings faßte krampfhaft den Arm des Greises. „Weiter,“ stammelte er, „weiter!“

Marchoche fuhr fort: „Junger Mann, entblößen Sie Ihr Haupt. Sie stehen auf dem Grabe Ihres Vaters!“

Der Hut Leon's fiel zur Erde, sein Haupt sank langsam herab. Dann erhob er es wieder rasch und fuhr mit der Hand nach der Stirne. „Ich erinnere mich, ich erinnere mich!“ sagte er mit gedrückter Stimme. „Die Winternacht! ... Da, vor diesem Steine kniete ich neben meiner Mutter ...“

Die Augen des Alten funkelten. „Warten Sie, warten Sie!“ begann Leon wieder. „Meine Mutter hatte mich ein Gebet gelehrt! ...“

Er sank auf die Kniee und blieb einen Augenblick unbeweglich, schweigend, seine Gedanken sammelnd, sich gewaltsam zu erinnern suchend. Plötzlich wurde seine Stimme laut. Er sprach: „Herrgott, Gott der Allmacht und der unendlichen Güte, gib meinem Vater den Frieden des Himmels, vergib Demjenigen, der mich zur Waise gemacht hat, tröste Den, welcher die Strafe für den Schuldigen trägt, erbarme dich meiner armen Mutter und beschütze das Kind des Elends!“ — „Diesen letzten Beweis brauchte ich noch!“ sagte sich Marchoche. „Jetzt ist kein Zweifel mehr.“

Leon blieb auf den Knieen, in seine Gedanken versunken, das Antlitz in Thränen gebadet. Marchoche faßte ihn am Arme und sagte: „Kommen Sie.“

Leon nahm seinen Hut auf und erhob sich. Sie entfernten sich schweigend zwischen den hölzernen Kreuzen und Grabsteinen hindurch und verließen den Friedhof, dessen Gitter Marchoche schloß. Sie folgten einem Seitenwege, der aus dem Dorfe führte.

Sie waren nun im freien Felde und konnten plaudern. Leon war begierig, den Alten zu befragen. „Marchoche, Sie haben meinen Vater gekannt?“ fragte er. — „Ja.“ — „Genau?“ — „Nein. Ich habe ihn nur zweimal gesehen.“

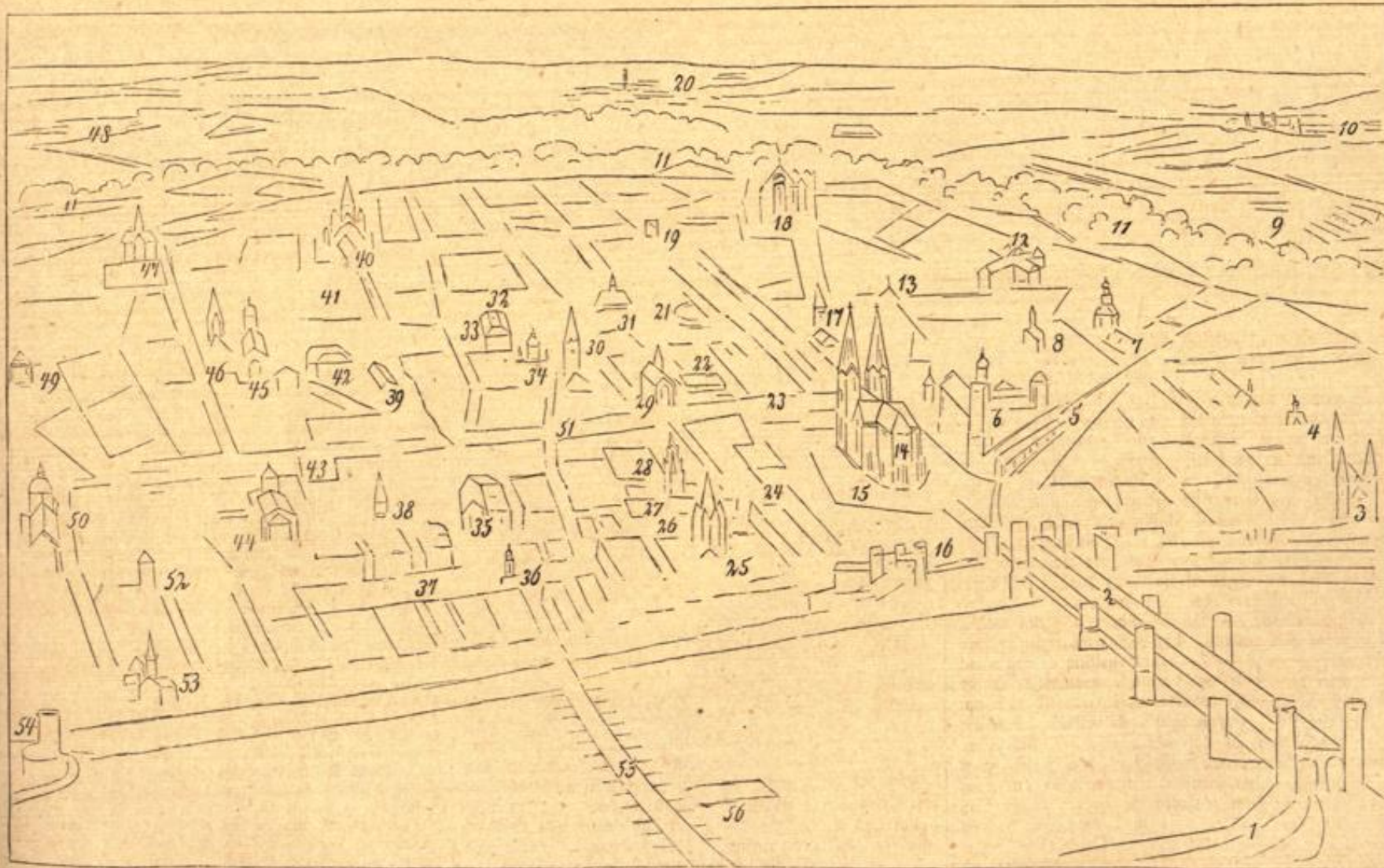
Im Augenblicke seines Todes und als Leiche.“ Der Jüngling barg sein Gesicht in den Händen. Dann sagte er: „Im Augenblicke seines Todes? Hat er mit Ihnen gesprochen?“ — „Er hat mit mir gesprochen.“ — „Sagen Sie mir, was er Ihnen gesagt hat, sagen Sie mir's!“ — „Es ist schon so lange her, ich hab's vergessen.“ — „Sie haben es nicht vergessen, Marchoche, Sie wollen mir's aber nicht sagen.“ — „Vielleicht. Wenn es aber so ist, fragen Sie mich nicht um das, was ich Ihnen verbergen zu müssen glaube. Ich habe meine guten Gründe dafür. Gedulden Sie sich: der Augenblick wird kommen, wo Sie Alles erfahren werden. In einigen Tagen schon sollen Sie hoffentlich Dinge erfahren, die mir selber noch unbekannt sind.“

„Wie soll ich diese Dinge erfahren, wenn Sie mich nicht darüber aufklären?“ — „Hören Sie mich an: es existiren Schriften, welche Ihrem Vater gehört haben. Was sie enthalten, weiß ich nicht. Vielleicht werden sie Ihnen auch den Schlüssel des Räthfels geben, das ich allein gelöst habe, des Räthfels, das Sie lieber nie erfahren sollten. Errathen Sie es aber aus jenen Schriften, nun, dann werde ich es Ihnen wenigstens nicht verrathen haben!“ — „Sie wissen also, wo sich diese Papiere befinden, Marchoche?“ — „Ja.“ — „Und Sie werden es mir sagen?“ — „Sie sind unter den Trümmern eines verfallenen Hauses in einer Vertiefung versteckt.“

„Weit von hier?“ — „Im Dorfe Giroy. Wir wollen sie mitammen suchen.“ — „Gleich, Marchoche, gleich.“ — „Nein, morgen Nacht. Bis dahin werde ich mir die Instrumente verschafft haben, um die Steine wegzuräumen.“

„Ich wage nicht mehr, eine Frage zu stellen, Marchoche, und doch ...“ — „Ich begreife Ihre Neugierde. Nun, was wollen Sie noch wissen? Vielleicht kann ich's Ihnen beantworten.“ — „Sie haben meine Mutter gekannt?“ — „Ja. Ich kannte sie, wie sie mit zwanzig Jahren war; sie war das schönste und das beste Geschöpf — so wie etwa jetzt Fräulein Blanche, das Fräulein vom Seillonhose.“

„Gleich' ich ihr oder meinem Vater?“ — „Von Gesicht? Von Gesicht gleichen Sie weder Vater noch Mutter.“ — „Ah! ... Marchoche, war meine Mutter von Saint-Trun?“ — „Nicht gerade von dort, aber aus der Gegend.“



Schlüssel zur Vogelschauansicht von Köln.

- 1. Aufstiege zur Offenbarungsstraße in Deutz. 2. Gitterbrücke über den Rhein. 3. St. Cunibertskirche. 4. Ursulinerkloster. 5. Central-Personenbahnhof der Rheinischen Eisenbahn. 6. Jesuitenkirche und Pflasterbrunn. 7. St. Ursulakirche. 8. Vajarschloßkapelle. 9. Central-Güterbahnhof. 10. Nordthor Rippen. 11. Mariä. 12. Zivilarchivhaus. 13. Kapelle St. Maria Ador. 14. Dom. 15. Domhof. 16. Am Frankenthurm. 17. St. Andreaskirche. 18. St. Gereonskirche. 19. Römerturm. 20. Nordthor Chaussee. 21. Appellhof. 22. Neues Museum. 23. Balkonplatz. 24. Am Hof. 25. Kirche Groß St. Martin. 26. Kleinmarkt. 27. Rathhaus mit Thurm. 28. Kaufmannsplatz. 29. Minoritenkirche. 30. St. Golombasikirche. 31. St. Maria zur Aupfergasse. 32. Neues Postgebäude. 33. Neues Stadttheater. 34. Synagoge. 35. Gürzenich. 36. Reiterhausbild Friedr. Wilhelm III. 37. Deumarkt. 38. Kirche Klein St. Martin. 39. Evangelische Kirche. 40. St. Aposteln. 41. Neumarkt. 42. Telegraphenamt. 43. Augustinerplatz mit Bildmard-Standbild. 44. St. Maria im Capitol. 45. St. Cäcilienkirche. 46. St. Peterkirche. 47. St. Mauritiuskirche. 48. Lindenthal. 49. Wallerthurm. 50. St. Georgskirche. 51. Hochstraße. 52. Neue evangelische Kirche. 53. St. Maria in Vorstaden. 54. Einlaß zum Neuen Deesen. 55. Schiffbrücke. 56. Badesteg.



Fluchbeladen. „Mein Vater heißt Jean Renaud.“ (S. 154.)



Fluchbeladen. Hier ruht der Körper von Geneviève Renaud. (S. 154.)



Beim Schuhmacher. Nach einem Gemälde von A. Kotta.

„Sie haben also auch ihre Familie gekannt?“ — „Versteht sich.“ — „Habe ich noch Verwandte im Lande?“ — „Ja.“ — „O! der gute Gott hat Sie mir gesandt, Marboche! Marboche, nennen Sie mir den Namen meiner Familie, meiner Mutter!“ — „Unmöglich. Das ist das Geheimnis, welches ich nicht enthüllen darf.“

Der Jüngling senkte traurig das Haupt. Nach einigen Schritten begann er aber wieder: „Marboche, ich möchte gern von meinem Vater sprechen!“ — „Sprechen wir von Ihrem Vater.“ — „Er ist nicht aus der Gegend gewesen?“ — „Nein; er kam aus der Champagne, wie es scheint, aus der Gegend von Rheims.“ — „Und Niemand kannte ihn?“ — „Niemand.“ — „Aber meine Mutter kannte doch seinen Namen. Sie hat Ihnen denselben sicher gesagt.“ — „Nein. Ihre Mutter ging in die Fremde. Sie erfuhr wohl erst später den Tod Ihres Vaters.“ — „Ich denke an das Gebet, das Sie mich gelehrt hat und das ich heute in den Tiefen meiner Seele wiedergefunden habe; ich denke daran und kann doch seinen ganzen Sinn nicht ergründen: Verzeihe Dem, der mich zur Waise gemacht hat, tröste Den, der die Strafe für den Schuldigen leidet. Was soll das heißen? Ich verstehe es nicht.“ — „Aber ich verstehe es.“ — „Dachte Marboche. Laut sagte er: „Vielleicht erinnern Sie sich nicht genau an die Worte.“

Leon schüttelte den Kopf. Aber er sagte: „Vielleicht.“ Dann fuhr er fort: „Ich habe nicht vergessen, was Sie gestern sagten, Marboche; als Sie mich zur Abreise trieben, als Sie meinten, die Luft dieser Gegend sei gefährlich für Die, welche am Wege stehen bleiben, um ein vorübergehendes Mädchen zu bewundern, da dachten Sie wohl an den Tod meines Vaters?“ — „So! habe ich das gesagt? Ist möglich. Nehmen Sie meine Worte nicht ernst!...“

„Marboche, man hat ihn umgebracht. Er hatte also einen Feind hier?“ — „Er hatte keinen Feind. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ihn Niemand kannte.“ — „Gut. Aber was war dann der Beweggrund zu diesem schrecklichen Verbrechen?“ — „Mein Gott, ich kann Ihnen darüber nur sagen, was ich selber gehört habe; jeder Andere weiß so viel wie ich. Man sagt, der Mörder wolle sein Opfer berauben.“ — „Und ist der Schurke der Strafe entronnen?“ — „Nein. Der Schurke, wie Sie ihn nennen, ist am nächsten Tage verhaftet worden. Dann gerichtet und verurtheilt...“

„Zum Tode?“ — „Fast so viel. Zur lebenslänglichen Zwangsarbeit.“ — „Lebt er noch?“ — „Vielleicht. Man hat nichts mehr von ihm gehört.“ — „Wie hieß er?“ — „Jean Renaud.“ — „Jean Renaud!“ wiederholte Leon dumpf. „Ich will diesen verfluchten Namen nie vergessen.“

Marboche lächelte traurig. „Und war dieses Ungeheuer aus Krémicourt?“ fragte der Jüngling weiter. — „Nein, aber aus der Gegend.“ — „War er verheiratet?“ — „Ja, mit einer braven, guten Frau.“ — „Lebt sie noch?“ — „Sie starb aus Gram drei Tage nach der Verurtheilung ihres Gatten, indem sie einem Mädchen das Leben gab.“ — „Und dieses Mädchen?“ — „Ich verließ damals das Land. Weiß nicht, was mit der Tochter Jean Renaud's geschah.“ — „Nur noch Eines sagen Sie mir, Marboche, ehe wir scheiden.“ — „Was denn?“ — „Ich habe Ihnen erzählt, nach dem, was mir der Herr Vertaus erzählt hat und nach meiner eigenen Erinnerung, daß ein Mann, ein Bauer, meine Mutter in

Saint-Trun besucht hat; ich bilde mir ein, daß ihr derselbe die bei ihr von Gosh gefundenen zwölfhundert Franken gebracht hat.“ — „Ich bin dessen gewiß.“ — „Sie kennen also diesen Menschen, Marboche, der mich auf den Armen getragen, der mich geküßt hat?“ — „Ja, ich kenne ihn.“ — „O, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, wo er wohnt, sagen Sie mir, wie er heißt!“

Marboche blieb stumm. „O, antworten Sie doch,“ bestand der Jüngling. — „Herr Leon, mein Schweigen war meine Antwort.“ — „Stets das Geheimnis?“ — „Es soll Ihnen bald gelöst werden. Alles, was ich Ihnen sagen konnte, wissen Sie. Verlangen Sie nicht mehr für jetzt. Morgen um neun

Der Greis sah mit prächtigem Appetit. Als er geendet hatte, sagte er: „Ist Herr Rouvenat ausgegangen?“ — „Ja. Er ist fortgefahren.“ — „Für mehrere Tage?“ — „Herr Rouvenat entfernt sich nie auf lange. Er wird heut Abend zurück sein.“ — „Und Herr Mellier?“ — „Der Herr kommt nie vor Mittag herab.“ — „Richtig. Wie befindet er sich?“ — „Wie gewöhnlich.“ — „Könnte ich vielleicht Fräulein Blanche sehen?“ — „Ich glaube wohl; sie hat mir aufgetragen, Sie heute früh nicht fortzulassen, ehe sie Sie gesprochen hat.“ — „Dann will ich warten.“ — „Gestern Abend war sie unwohl.“ — „Ernstlich?“ fragte Marboche unruhig. — „Ich glaube nicht. Sie war vielleicht übermüdet. Sie hatte in der Sonne im Garten gearbeitet. Aber es ist acht Uhr vorbei, sie muß schon aufgestanden sein. Ich will ihr sagen, daß Sie hier sind.“

Und Seraphine eilte die Treppe hinauf. Gleich darauf kam sie mit den Worten zurück: „Fräulein Blanche kommt bald.“ In der That erschien das junge Mädchen kurz darauf. Sie war noch blaß und niedergeschlagen von Leid und Thränen. Wie das Marboche gewahrte, bebte ihm das Herz. „Da ist gestern was vorgefallen!“ dachte er. „Hat ihr vielleicht Rouvenat weh gethan, indem er ihr sagte, sie dürfe Leon nicht wiedersehen? Dann liebt sie ihn aber! Sie liebt ihn!...“ Dieser Gedanke beruhigte ihn.

Illustrierte Dichterausprüche.

Originalzeichnungen von J. G. Dollschal.



Raum ist in der kleinsten Hütte. Für ein glücklich lebend Paar. Schiller, „Der Jüngling am Bache“.



Früh ist es, was ein Meister werden will. Schiller, „Tell“ 3. Akt.



Denn wo das Streng mit dem Garten. Wo Storckes sich und Müdes paarten. Da gibt es einen guten Klang. Schiller's „Lied von der Glode“.



Es kann der Fremdkette nicht in Frieden bleiben. Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Schiller, „Tell“ 4. Akt.

„Gut. Aber was war dann der Beweggrund zu diesem schrecklichen Verbrechen?“ — „Mein Gott, ich kann Ihnen darüber nur sagen, was ich selber gehört habe; jeder Andere weiß so viel wie ich. Man sagt, der Mörder wolle sein Opfer berauben.“ — „Und ist der Schurke der Strafe entronnen?“ — „Nein. Der Schurke, wie Sie ihn nennen, ist am nächsten Tage verhaftet worden. Dann gerichtet und verurtheilt...“

„Zum Tode?“ — „Fast so viel. Zur lebenslänglichen Zwangsarbeit.“ — „Lebt er noch?“ — „Vielleicht. Man hat nichts mehr von ihm gehört.“ — „Wie hieß er?“ — „Jean Renaud.“ — „Jean Renaud!“ wiederholte Leon dumpf. „Ich will diesen verfluchten Namen nie vergessen.“

Marboche lächelte traurig. „Und war dieses Ungeheuer aus Krémicourt?“ fragte der Jüngling weiter. — „Nein, aber aus der Gegend.“ — „War er verheiratet?“ — „Ja, mit einer braven, guten Frau.“ — „Lebt sie noch?“ — „Sie starb aus Gram drei Tage nach der Verurtheilung ihres Gatten, indem sie einem Mädchen das Leben gab.“ — „Und dieses Mädchen?“ — „Ich verließ damals das Land. Weiß nicht, was mit der Tochter Jean Renaud's geschah.“ — „Nur noch Eines sagen Sie mir, Marboche, ehe wir scheiden.“ — „Was denn?“ — „Ich habe Ihnen erzählt, nach dem, was mir der Herr Vertaus erzählt hat und nach meiner eigenen Erinnerung, daß ein Mann, ein Bauer, meine Mutter in

„So! habe ich das gesagt? Ist möglich. Nehmen Sie meine Worte nicht ernst!...“

„Marboche, man hat ihn umgebracht. Er hatte also einen Feind hier?“ — „Er hatte keinen Feind. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ihn Niemand kannte.“ — „Gut. Aber was war dann der Beweggrund zu diesem schrecklichen Verbrechen?“ — „Mein Gott, ich kann Ihnen darüber nur sagen, was ich selber gehört habe; jeder Andere weiß so viel wie ich. Man sagt, der Mörder wolle sein Opfer berauben.“ — „Und ist der Schurke der Strafe entronnen?“ — „Nein. Der Schurke, wie Sie ihn nennen, ist am nächsten Tage verhaftet worden. Dann gerichtet und verurtheilt...“

„Zum Tode?“ — „Fast so viel. Zur lebenslänglichen Zwangsarbeit.“ — „Lebt er noch?“ — „Vielleicht. Man hat nichts mehr von ihm gehört.“ — „Wie hieß er?“ — „Jean Renaud.“ — „Jean Renaud!“ wiederholte Leon dumpf. „Ich will diesen verfluchten Namen nie vergessen.“

Marboche lächelte traurig. „Und war dieses Ungeheuer aus Krémicourt?“ fragte der Jüngling weiter. — „Nein, aber aus der Gegend.“ — „War er verheiratet?“ — „Ja, mit einer braven, guten Frau.“ — „Lebt sie noch?“ — „Sie starb aus Gram drei Tage nach der Verurtheilung ihres Gatten, indem sie einem Mädchen das Leben gab.“ — „Und dieses Mädchen?“ — „Ich verließ damals das Land. Weiß nicht, was mit der Tochter Jean Renaud's geschah.“ — „Nur noch Eines sagen Sie mir, Marboche, ehe wir scheiden.“ — „Was denn?“ — „Ich habe Ihnen erzählt, nach dem, was mir der Herr Vertaus erzählt hat und nach meiner eigenen Erinnerung, daß ein Mann, ein Bauer, meine Mutter in

Uhr Abends sehen wir uns wieder.“ — „Wo?“ — „Auf der Brücke von Krémicourt.“ — „Es gilt. Ah, ich vergaß! Morgen sollten Sie mir eine Botschaft von Fräulein Blanche Mellier bringen.“ — „Wie!“ machte Marboche erstaunt. Dann setzte er lebhaft hinzu: „Ich werde Fräulein Blanche morgen früh sehen. Wenn Sie mir einen Brief für Sie mitgibt, erhalten Sie ihn am Abende.“

26.

Am nächsten Morgen war Marboche schon in aller Frühe im Trevillonbosc. Erhaltenem Auftrage gemäß brachte ihm die Köchin Seraphine sein Frühstück.

„Gestern Abend war sie unwohl.“ — „Ernstlich?“ fragte Marboche unruhig. — „Ich glaube nicht. Sie war vielleicht übermüdet. Sie hatte in der Sonne im Garten gearbeitet. Aber es ist acht Uhr vorbei, sie muß schon aufgestanden sein. Ich will ihr sagen, daß Sie hier sind.“

Und Seraphine eilte die Treppe hinauf. Gleich darauf kam sie mit den Worten zurück: „Fräulein Blanche kommt bald.“ In der That erschien das junge Mädchen kurz darauf. Sie war noch blaß und niedergeschlagen von Leid und Thränen.

Wie das Marboche gewahrte, bebte ihm das Herz. „Da ist gestern was vorgefallen!“ dachte er. „Hat ihr vielleicht Rouvenat weh gethan, indem er ihr sagte, sie dürfe Leon nicht wiedersehen? Dann liebt sie ihn aber! Sie liebt ihn!...“ Dieser Gedanke beruhigte ihn.

Das Mädchen begrüßte ihn. Dann öffnete sie die Thüre des Speisezimmers. „Kommen Sie, Marboche,“ sagte sie. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Der Greis schloß die Thüre hinter sich und trat lebhaft auf sie zu. Sein unruhiger Blick war so voll Besorgniß und Zärtlichkeit, daß Blanche im tiefsten Herzen ergriffen wurde.

„Sie haben mich lieb,“ sagte sie mit einem süßen und traurigen Lächeln. — „O ja! So lieb!“ entgegnete er; „ebenso lieb oder wohl lieber noch als Ihr Vater.“

Und er ergriff ihre beiden Hände, die er mit Klüssen bedeckte. „Sie sind mein Freund, ich weiß es,“ begann sie wieder. „Und Sie sind mir ergeben; ich habe aber auch das größte Vertrauen zu Ihnen.“ — „Ja, ich bin Ihr Freund, ja, ich bin Ihnen ergeben und Sie dürfen mir vertrauen. Es gibt nichts, was ich für Sie nicht thun würde, liebes Kind. Wenn Sie mir sagen würden: Marboche, ich brauche Dein Leben! ich würde es mit Freuden hingeben — gehört es ja doch ganz und gar Ihnen. So alt und so arm ich auch sein mag, für Sie vermöchte ich viel. Ich bin der Geringste der Geringen; aber — vergessen Sie das nicht! — wenn es sein müßte, vermöchte ich Sie gegen alle Welt zu schützen — sogar gegen Jacques Mellier und gegen Pierre Rouvenat!... Fräulein Blanche, man hat mir gesagt, daß Sie gestern Abend unwohl gewesen seien, und Sie sehen heute wirklich blaß und vermeint aus. Nun, wenn Sie Vertrauen zu mir haben, sagen Sie mir den Grund Ihres Kammers.“

Sie antwortete nur mit Thränen. Marboche trat ihr näher und flüsterte: „Handelt es sich vielleicht um den jungen Herrn, der Sie Sonntags auf dem Kirchenplatze angerebet hat und den Sie gestern am Ufer wiedergesehen haben?“ — „Wie wissen Sie?...“ — „Das ist ganz einfach. Ich habe ihn gestern ebenfalls gesprochen. Er interessiert mich Irtretwegen. Er glauberte mit mir und ich erkannte, daß er Sie aufrichtig liebt!“

Bianche stieß einen Seufzer aus. Marboche glaubte nun den wahren Grund ihres Kummers errathen zu haben. Nur Rouvenat konnte Schuld daran sein.

So fuhr er fort: „Fräulein Bianche, lieben Sie den jungen Herrn?“ — „Weiß ich's?“ entgegnete sie traurig. „Was würde es übrigens nützen, da ich ja doch nicht mehr an ihn denken darf.“ — „O, ich ahnte es!“ rief Marboche. „Pierre Rouvenat hat sich zwischen Sie und den Jüngling gestellt, er hat Ihnen gesagt, daß Sie nie sein Weib werden können, er hat Ihnen verboten, ihn zu lieben!“

Das junge Mädchen schüttelte das Haupt. „Mein Pathe weiß noch gar nichts davon,“ sagte sie. — „Wie, er hat Ihnen also nicht gesagt...“ — „Ich sollte es ihm gestern Abend anvertrauen, aber ich fühlte, daß es unnütz sei.“

Marboche begriff nicht mehr. „Hören Sie,“ fuhr sie fort, „ich wollte Sie heut früh sprechen, um Sie zu bitten, für mich nach Frémicourt zu gehen.“ — „Mit einer Post für ihn?“ — „Hat er Ihnen das gesagt?“ — „Ja.“ — „Nun also, Sie werden gehen, nicht wahr, mein Freund? Sie werden ihn sehen und Sie werden ihm sagen, daß er mich nie mehr aufsuchen, daß er mich vergessen soll.“ — „Ich weiß nicht, welchem Gefühle Sie folgen in diesem Augenblicke,“ sagte der Alte bewegt, „aber Sie bedenken sicher nicht, daß diese Ihre Worte ihn in Verzweiflung stürzen werden.“ — „Ich habe ihm für heute eine Antwort versprochen, Marboche, und das ist die einzige, die ich ihm geben kann.“ — „Gut,“ sagte der Alte betrübt. „Nach Frémicourt gehe; aus einem Grunde, den ich Ihnen nicht sagen darf, wird Herr Leon zu der von Ihnen bestimmten Stunde nicht dort sein.“ — „Marboche, wissen Sie, wo er wohnt?“

— „In Saint-Jean, beim Wirth Vertaure.“ — „Dank. Ich werde ihm heut Abend oder morgen schreiben.“ — „Erlauben Sie dem alten Marboche, Ihnen einen Rath zu geben, Fräulein Bianche; glauben Sie mir, beeilen Sie sich nicht mit diesem Briefe an den jungen Herrn, wenn ihm derselbe schlimme Nachricht bringen soll. Sein Leben ist schon elend genug auch ohne den schrecklichen Schlag, den Sie ihm versetzen wollen. Bedenken Sie das, ich beschwöre Sie, bedenken Sie es. In einigen Tagen wird auch noch Zeit sein.“ — „Aber es muß sein, es muß sein!“ rief sie. — „Sie lieben ihn also nicht?“ — „Und darf ich denn lieben?“ rief sie wie in Verzweiflung; „habe ich denn das Recht, zu lieben?“

Marboche betrachtete sie mit schmerzlicher Ueberraschung. „Mein Gott,“ sagte er mit zitternder Stimme, „weßhalb reden Sie so? Was geht denn vor in Ihnen?“

Sie fing zu weinen an. „Ach! ich bin sehr, sehr unglücklich,“ stöhnte sie. — „Unglücklich! Sie sind unglücklich!“ schrie Marboche und richtete sich mit blinkenden Augen auf. „Was hat man Ihnen denn gethan? Sagen Sie es mir! War es Jacques Mellier? War es Pierre Rouvenat? O! was immer geschehen möge, ich habe es geschworen, ich will Sie beschützen; sprechen Sie, sprechen Sie!“ — „Ich habe mich nicht über Sie zu beklagen, Marboche, im Gegentheil; Sie haben Alles angedenket, um mich zu trösten.“ — „Aber weßhalb dann diese Thränen? Weßhalb diese Verzweiflung?“

— „Marboche,“ sagte sie, „eines Tages habe ich einen schrecklichen Traum gehabt, und gestern ist mir derselbe wieder erschienen. Mein Pathe und ich waren in schrecklicher Gefahr; er, von einem Feinde meuchlings erstochen zu werden, ich wurde von abscheulichem Gewürm verfolgt... Ein Mann kam uns zu Hülfe und rettete uns; und dieser Mann waren Sie, Marboche! Seitdem ich dieß das letzte Mal träumte, glaube ich fest, daß der liebe Gott Sie in diese Gegend gesendet hat, um uns Alle zu beschützen. Das erklärt auch meine Theilnahme für Sie!“ — „O, das liebe, liebe Kind!“ murmelte der Greis in tiefer Rührung.

— „So will ich Ihnen auch nichts verschweigen,“ fuhr das junge Mädchen fort. „Ich will Ihnen Alles sagen: ich habe gestern erfahren, daß ich nicht die Tochter Jacques Mellier's bin.“

Marboche wurde blaß wie ein Todter. „Und wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte er mit erstickter Stimme. — „Der Cousin Jacques Mellier's, Franz Parifel.“ — „Und Rouvenat hat diesen Elenden nicht zertreten wie einen Wurm!“ rief Marboche wüthend. — „Er ist nicht mehr auf dem Hofe. Man hat ihn fortgejagt.“

— „So ist es also wahr? Sie sind nicht die Tochter Jacques Mellier's?“ — „Ich bin nicht seine Tochter.“ — „Und hat Ihnen,“ fuhr Marboche ängstlich fort, „hat Ihnen dieser Franz Parifel, der so viele Dinge weiß, auch gesagt, wer Ihr Vater ist?“ — „Ja.“ — „Also Ihr Vater...“ — „Marboche, Sie werden entsetzt sein...“

Der Unglückliche zitterte bereits an allen Gliedern. „Mein Vater heißt Jean Renaud,“ fuhr das junge Mädchen, von Thränen unterbrochen, fort; „vor etwa neunzehn Jahren ist er wegen Mords verurtheilt und deportirt worden. Ich bin das Kind eines Sträflings!“

Ein Schrei, der einem Röcheln gleich, entrang sich der Brust des alten Marboche. Sie fuhr fort: „Verstehen Sie jetzt, weßhalb Herr Leon nicht mehr an mich denken darf, weßhalb ich nicht das Recht habe, Jemanden zu lieben?“

Marboche fühlte sein Herz brechen. „Aber hat Ihnen denn Rouvenat nicht gesagt...?“

stammelte er. — „Ach! was hätte er mir sagen sollen?“ — „Ja... ich weiß nicht. Aber er hätte Ihnen zum Beispiel erzählen können, unter welchen Umständen der Mord begangen wurde...“ — „Wozu brauche ich das zu wissen? Aber etwas Anderes möchte ich erfahren. Mein Pathe hat versprochen, mir die Geschichte meiner armen Mutter und meines unglücklichen Vaters erzählen zu wollen, aber erst wenn ich zwanzig Jahre alt bin.“

Marboche ließ sein Haupt sinken. „Ja,“ dachte er; „bis sie zwanzig Jahre alt ist. So hat er mir's versprochen; er hat das Recht, zu warten.“

O wie gern hätte der alte Marboche ihr zugerufen: „Dein Vater ist unschuldig, Bianche. Und Du bist nicht mehr die Tochter eines Sträflings, denn Jean Renaud, Dein Vater, steht vor Dir!“ Diese Worte waren auf seinen Lippen, aber er schrak vor den möglichen Folgen derselben zurück.

Wenn er sich seinem Kinde entbede, war es ihm nicht mehr möglich, die Rolle des Bettlers weiter zu spielen. Er mußte ihr auch die Beweise seiner Schuldlosigkeit liefern. Nachdem er sich für Jacques Mellier geopfert hatte, durfte er jetzt sein Ankläger werden? Und wenn Bianche einmal die Wahrheit wußte: würde sie noch ferner die Wohlthaten des Landwirthes angenommen haben? Alles dieß war zu bedenken.

Uebrigens, wenn die Stunde der Aufklärung noch nicht gekommen war, so war sie doch in Sicht. Der Sohn Lucile Mellier's, den er entdeckt hatte, mußte wohl die ganze Lage ändern.

Während Marboche so überlegte, fuhr Bianche fort, still zu weinen.

Er sagte zu ihr: „Ich begreife Ihren Schmerz. Der Name Jean Renaud ist für Sie, wie für alle Anderen, ein verfluchter Name!“

Das Gesicht des jungen Mädchens nahm augenblicklich einen unbeschreiblichen Ausdruck an.

„Jean Renaud ist mein Vater,“ entgegnete sie. „Die Gerechtigkeit der Menschen hat ihn verurtheilt, ich aber, sein Kind, habe nicht das Recht, ihn zu richten. Meine Pflicht ist, für ihn zu beten, und das will ich thun, Tag für Tag, auf daß Gott sich sein erbarme und ihm vergebe.“ — „Wie!“ machte Marboche mit zitternder Stimme, „wenn Jean Renaud eines Tages zurückkehrte, würden Sie ihn nicht zurückstoßen?“ — „O!“ rief sie aufgeregt, „ich würde mich in seine Arme werfen, und wie süß wäre es mir, an seiner Brust weinen zu dürfen!“

Der Greis fuhr mit der Hand jählings an seine Brust. Eine unaussprechliche Freude überkam ihn.

Er konnte nicht mehr an sich halten. Er nahm sie in seine Arme und küßte sie leidenschaftlich.

„O edles Kind! Großes Herz!“ rief er selig; „sei gesegnet immerdar!“

Sie erstaunte gar nicht über diesen Ausbruch der Zärtlichkeit.

„So geben Sie mir also Recht, Marboche?“ — „Sie sind ein Engel!“ rief er aus.

27.

An demselben Tage Nachmittags begab Bianche sich zu Fuß nach Civry.

Sie trat bei ihrer Pathin ein.

„Was für eine frohe Ueberraschung!“ rief die alte Bäuerin, indem sie sie küßte. „Wie geh's auf dem Scuillonshofe? Herrin Mellier, dem guten Pierre, Allen...“

— „Gut, sehr gut, ich danke.“ — „Aber seh' Dich doch, mein Schätzchen, daß ich Dich anschauen kann... Hab' Dich ja schon länger als zwei Monate nicht gesehen. Das ist schön, daß Du gekommen bist... Was ist denn aber das? Du bist ja nicht so munter wie sonst! Bist so trübsinnig! Was hast Du denn, mein Täubchen?“

„Pathin,“ sagte Bianche, „Du hast meine Mutter gekannt, die arme Geneviève; sie war aus Civry und ist hier begraben.“ — „Wie! Man hat Dir das gesagt?“ rief die Alte. — „Ja.“ — „Dein Pathe?“ — „Ja. Aber ich weiß nicht, wo das Grab meiner Mutter sich befindet. Ich möchte heute auf demselben beten. Willst Du so gut sein und mit mir kommen, um mir dasselbe zu zeigen?“

„Mich wundert's, mich wundert's!“ sagte die Pathin. „Aber ich habe nichts dabei zu reden, und will auch nicht zudringliche Fragen stellen. Ich will mit Dir auf den Kirchhof gehen.“

Und sie kleidete sich in Haube und Tuch und sagte zu Bianche: „Ich bin bereit.“

Zehn Minuten später betraten sie den Kirchhof. Bianche war tief bewegt. Zitternd lehnte sie sich an den Arm der Bäuerin. Diese blieb stehen, machte das Kreuzzeichen und sagte: „Da stand wir. Hier ist's.“

Sie fanden vor einem Granitstein, polirt und glänzend wie ein Marmorstein.

Auf dem Grabe waren Blumen und Kränze; welke und ganz frische.

„Der gute Rouvenat hat wohl das Grab geschmückt, ohne daß ich's weiß,“ sagte die Alte. „Diese frischen Blumen waren Sonntags noch nicht hier.“

Bianche war auf die Knie gesunken und betete aus voller Seele, das Haupt geneigt, die Hände gefaltet. Sie bat ihre Mutter, sie zu beschützen, sie bat Gott, ihrem armen Vater zu verzeihen.

Währenddem hatte die Pathin die Blumen und Kränze

zur Seite geschoben, welche die Inschrift auf dem Steine verhüllten.

Bianche konnte jetzt lesen:

Hier ruht
der Körper Geneviève Renaud's
der armen Frau!
der armen Mutter!
Betet für sie.

Ein Schluchzen entrang sich ihrer Brust. Sie bückte sich und ihre Lippen berührten den Stein. So blieb sie lange.

Die Pathin sagte endlich: „Komm, mein Herzchen, komm!“ und half ihr aufstehen. „So, jetzt weißt Du, wo Deine Mutter ruht, jetzt werden wir öfter hergehen.“ — „O ja! oft!“ murmelte Bianche.

Ihre fromme Wallfahrt war vollbracht. Sie fühlte sich gestärkt, ermuntert. Sie war nicht getröstet, aber ruhiger, leichter im Herzen.

Sie hängte sich wieder in den Arm ihrer Pathin, und sie verließen den Kirchhof.

„Noch etwas möchte ich wissen,“ sagte Bianche. — „Sprich, Herzchen, sprich.“ — „Ich möchte das Haus sehen, wo ich geboren bin, wo meine arme Mutter...“

Die Alte schüttelte den Kopf. „Das existirt nicht mehr,“ sagte sie. „Es ist verlassen worden und zerfallen und eingestürzt. 's ist nur mehr ein Trümmerhaufen.“

Bianche stieß einen Seufzer aus.

„So will ich diese Trümmer sehen,“ sagte sie. Sie schlugen einen Weg zwischen zwei Hecken ein, der um das Dorf herumließ, und gelangten nach einer Weile vor die Hütte.

Bianche ging um dieselbe herum und betrachtete traurig diese Trümmer. Hier hatten ihr Vater und ihre Mutter gelebt, hier hatte sie das Licht der Welt erblickt.

Es war ihr einen Augenblick, als sähe sie das Häuschen, wie es einst gewesen war; weißgetüncht, mit grünen Fensterläden, sonnendurchglänzt, von Stimmen belebt.

Dann schwand diese Vision wieder und sie sah nur die Trümmer vor sich, den Grabstein der armen Geneviève und die Strafkolonie, in welcher ihr Vater sein Verbrechen büßte.

Sie stieß ein dumpfes Stöhnen aus. „Da ist die Vergangenheit!“ murmelte sie. „Wo ist die Zukunft?“ Eine Stimme antwortete: „Hoffe!“

Sie erbeute und schaute erschreckt um sich, als erwarte sie, ein Gespenst aus den Trümmern treten zu sehen. Aber da war nichts als die zerfallenen Mauern.

Und doch war das Wort „Hoffe!“ gesprochen worden! War es eine Täuschung gewesen? Sie glaubte es. Aber unwillkürlich wiederholte sie: „Ich hoffe!“

Sie warf einen letzten Blick auf die Hütte und beeilte sich, ihre Pathin zu erreichen, welche vorausgegangen war und in einiger Entfernung auf sie wartete.

„Ich werde meinen Pathen bitten, daß er das Häuschen meiner Mutter wieder aufbauen läßt,“ sagte sie zu der Alten. — „Dann thut er's sicher,“ meinte dieselbe.

Sie traten wieder in den Heckengang und entfernten sich rasch.

Da erschien der Kopf Marboche's in dem Rahmen des Fensters, vor welchem Bianche stehen geblieben war. Ein Lächeln belebte seine Züge. Er sandte seinem Kinde einen Kuß nach.

„Bianche, willst Du nicht ein bißchen rasten bei mir?“ fragte sie die Pathin. — „Nein, danke,“ antwortete Bianche. „Schau' nur, die Sonne geht schon nieder und ich will zeitlich daheim sein. Man könnte sonst am Ende in Angst sein um mich, denn ich bin fort, ohne Jemanden etwas zu sagen.“ — „Na, wie Du glaubst, Herzchen. Bis an's Ende des Heckenganges will ich Dich aber begleiten.“

Sobald der Scuillonshof in Sicht war, küßte die alte Bäuerin das Mädchen herzlich, und sie schieden.

Dank der Sorge Rouvenat's befand sich die Pathin Bianche's in ganz behaglichen Umständen, und war ihr Sohn der Eigentümer eines netten Wirthshauses in Civry geworden.

Das junge Mädchen war seit einer Stunde daheim, als Rouvenat von seiner kleinen Reise heimkam. Nachdem er ein Weilchen mit seinem Herrn geplaudert hatte, trat er in das Zimmer der Kleinen.

„Wie ich heute früh fortging, hast Du noch geschlafen,“ sagte er. „Ich hole mir jetzt meinen Kuß.“

Sie fiel ihm um den Hals.

„Na, ich sehe mit Vergnügen, daß Du nicht mehr so trostlos bist,“ fuhr er fort. „Mellier und ich, wir wollen Dich schon wieder lustig machen. Wir haben Dich ja so gern, schau! Mußt eben alles Trübe vergessen.“ — „Kann man das?“ — „Freilich, wohl, mit der Zeit. Und indem Du recht glücklich wirst.“

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Du bist heute ausgewesen?“ fragte er. — „In Civry war ich. Die Pathe hat mich auf das Grab meiner Mutter geführt. Dort habe ich gebetet — das hat mein Herz erleichtert. Das Grab meiner Mutter, Pathe, ist voller Blumen, man erneuert so oft die Kränze und Sträuße. Das will jetzt ich befragen, hörst Du? denn Du bist es doch gewesen, der Jemanden beauftragte, Kränze und Blumen stets frisch zu halten?“

Rouvenat erröthete.

„Nein,“ sagte er. „Und wirf mir diese Bergesflüchtigkeit nicht vor, mein Kind! Geneviève hatte übrigens viele Freunde in Givry, die werden's wohl besorgt haben.“

„Wie mich das freut!“ sagte Blanche. „Und dann, Pathe, dann bin ich beim Häuschen Jean Renaud's gewesen, und ich habe es in Trümmern gefunden. Und da möchte ich Dich um etwas bitten, Pathe. Ich... ich möchte, daß das Häuschen wieder aufgebaut wird.“

„In acht Tagen sollen die Mauer anfangen.“ — „Aber es darf nichts geändert werden daran! Ich möchte es so wiedersehen, wie es einst gewesen ist.“ — „Du sollst zufrieden sein.“

„Wie gut Du bist!“ — „Nicht laß Dich aber um etwas fragen. Was ist's denn mit dem Geheimniß, das Du mir gestern anvertrauen wolltest?“

Blanche wurde sehr blaß. „Nein,“ sagte sie, „ich... ich habe Dir nichts mehr anzuvertrauen.“ — „Ich kann's vielleicht errathen.“ — „Das glaube ich nicht.“ — „Handelt sich's nicht um den jungen Menschen, den Du in Gray kennen gelernt hast?“

Sie schaute ihn überrascht an. „Solltest Du ihn lieben, Blanche?“ fuhr er mit unsicherer Stimme fort. — „Wenn ich Blanche Mellier wäre, Pathe, würde ich vielleicht, Ja, sagen; aber Blanche Renaud antwortet Dir: „Ich darf ihn ja nicht lieben!“

Neuenat fühlte wohl nicht die ganze Bitterkeit dieser Worte. Er schloß das Mädchen in seine Arme. „So ist's recht, Herzen, so ist's recht,“ sagte er. „Nein, Du darfst ihn nicht lieben, Du siehst das ein. Horch: die kleine Reife, die ich heute machte, geschah um Deinetwillen. Ich war in Besold bei den Bezirksbeamten. 's war nicht das erste Mal. Aber diese Leute sind so lässig, so langsam; ich habe sie ein wenig aufgerüttelt. Nun sollen sie mir aber in ganz Frankreich, in Europa, überall nachforschen, durch Ausschreibungen, durch die Zeitungen. Du kannst nicht verstehen, was ich meine? Thut nichts. 's ist Dein Bräutigam, den ich Dir suchen lasse... O! wir werden ihn schon finden, verlaß Dich darauf, wir werden ihn finden!“

Blanche verstand in der That nicht. „Ich will mich nie verheirathen!“ rief sie. — „Wirst Du wohl schweigen?“ zürnte er herzlich. „Ja, ja, Du wirst Dich verheirathen, weil ein hübsches Mädchen wie Du nicht ledig bleiben darf. Laß nur gut sein; der alte Pierre will, daß Du glücklich wirst, und er hofft so lange zu leben, bis er das zu Stande gebracht hat!“

Das junge Mädchen senkte das Haupt und seufzte tief auf. Sie gedachte Leon's, den sie nimmer wieder sehen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Am Postschalter in Konstantinopel.

Der Verkehr bei den Postämtern in Konstantinopel bietet in seinen äußeren Erscheinungen originelle Abweichungen von den Verhältnissen dar, wie man sie in europäischen Städten zu beobachten gewohnt ist. Nur zweimal wöchentlich kommen die Posten aus Europa an und eben so oft findet die Abfertigung für die Hauptbeförderungsgelegenheit, die Barnadampfer, statt. Innerhalb weniger Stunden muß dann eine bedeutende Arbeitsleistung vollbracht werden; vor den Schalterfenstern drängt sich eine bunte Menge zusammen, und abwechselnd in deutscher, französischer, englischer, italienischer, griechischer und türkischer Sprache klagt es mit Bitten und Verlangen auf die Beamten ein, die, buchstäblich in Schweiß gebadet, alle Hände voll zu thun haben, um den verschiedenen Anforderungen gerecht zu werden und daneben ihre dienstlichen Verpflichtungen zu erfüllen. Sind diese harten Stunden, innerhalb derer der Hauptverkehr sich zusammendrängt, vorüber, dann wird's ruhig am Schalter. Nur sporadisch taucht noch irgend ein Nachzügler auf, und es ist hinreichende Mühe vorhanden, um neben der eigentlichen Auslieferung oder Ausgabe noch allerlei andere Punkte zu erledigen, die eigentlich mit den Dienstgeschäften nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen. Da kommt ein Landsmann und verlangt Auskunft über die Lage eines Ortes in Frankreich, ihn löst ein Anderer ab, der genau wissen will, zu welcher Stunde seine Frau in Einsiedeln ihre Briefe ausgeben muß, damit sie mit der Barnapost richtig eintrifft; ein hochen eingetroffener Tourist erkundigt sich nach den besten Gasthäusern, ein Handlungsreisender nach den Firmen der Seidenbranche in Galata; ein spanischer Jude bietet Kämmen und Seife, Knöpfe und Photographien zum Kauf an, ein deutscher Handwerksbursche bittet um einen Zehrpennig, ein paar halbnackte Zigeunerlinder unter Kopfspringen und Purzelbäumen um ein Almosen, und dazwischen kreuzt irgend „ein Honoratior“ der Kolonie seinen Kopf zum Schalterfenster hinein und ruft: „Sie, Postmeister, drehen Sie mir doch eine Cigarrette, ich habe meinen Tabak vergessen!“ und dann fügt er noch hinzu: „Wenn Sie auf Ihre Office nach Stambul gehen, so kommen Sie doch bei mir vorbei und nehmen mir ein paar Briefe mit und, apropos, schreiben Sie mir auch aus dem Kurzbuch auf, was die Reise von Frankfurt nach London kostet. Adieu!“ Der Verkehr zwischen Beamten und Publikum ist eben, aus naheliegenden Gründen, ein viel intimerer als bei uns zu Hause: bilden die Angehörigen derselben Kolonie in der Fremde doch gewissermaßen eine einzige große Familie, innerhalb deren der Eine dem Andern das Leben so leicht und angenehm zu machen sucht, als es, unbeschadet der Gebote der Pfllichterfüllung, überhaupt geht. Der Verkehr mit den Orientalen widelt sich meistens unter verschlungeneren Formen ab, als wir sie in Deutschland im amtlichen Verkehr gewohnt sind. Der Gründe dafür sind verschiedene: einmal liebt der Morgenländer überhaupt das Ceremoniel und der fränkische Beamte geht aus Höflichkeit darauf ein; andererseits kommt der Türke, der Gedränge und Lärm nicht vertragen kann, auch stets zu einer verkehrlosen Zeit, so daß beide Theile nach Herzenslust reden können. Und so nimmt denn eine Handlung, zu deren Ab-

wicklung bei uns vor dem Schalterfenster etwa folgende Worte gebraucht werden: „Zwanzig Zehnpennigsmarken, bitte.“ — „Hier, zwei Mark.“ — „Danke.“ — in Stambul unter Umständen folgende Gestalt an. Ein beturbanter Osmanli nähert sich unter mehrfachen Verbeugungen dem Schalter, legt die Rechte grüßend an Brust und Stirn und beginnt feierlich: „Möge Dein edler Morgen glücklich sein, o Herr!“ Der Beamte gibt den Gruß zurück und fügt hinzu: „Was befehlst Du?“ — „Dein Diener bittet um einige Marken, Briefmarken, um damit Briefe nach Europa fortzulenden. Mein Sohn nämlich, Abdullah Effendi, der Glashändler von Al Serai, ist nach London gereist und seine Familie wünscht ihm zu schreiben. Ich selbst kann zwar nicht schreiben, indessen ist der Sohn meines Bruders, der große Pfeifenkopfhändler aus Tophane, der Kunst kundig, er wird uns den Brief besorgen.“ — „Sehr schön, wie viel Marken wünschst Du, o Herr?“ — „Ja, mein Gohstein, wie viel soll ich nehmen? Eine wird nicht ausreichen, denn er kommt erst in vier Wochen zurück. Gib mir also zwei.“ — „Sehr schön, hier sind zwei. Zwei und einen halben Pfaster bitte ich zu zahlen.“ — „Was sagst Du, mein Lamm? Zwei Pfaster habe ich stets gezahlt, vor mehreren Jahren schon, als Abdullah auch einmal in London war, war, es war...“ — „Du hast Recht, Effendim, inzwischen aber sind die Preise geändert, es kostet jetzt mehr.“ — „Was Du sagst, mein Augapfel! Es kostet also mehr! Wai, wai!“ und damit zieht der Türke einen verschlungenen Geldbeutel aus der Tasche und haspelt eine lange Papierrolle hervor. „Nein, mein Diamant, nein!“ protestirt lebhaft der Beamte, „wir nehmen kein Papiergeld, Du mußt Silber zahlen!“ — „Ei, ihr nehmt kein Papier? Warum nicht? Es ist doch gutes Geld des Padijschah, in dessen Lande ihr hier seid! Nun wohl, ich werde Dir Kupfer geben.“ — „Nein, Effendim, wir nehmen auch kein Kupfer, Du mußt Silber geben.“ — „Silber? Bei meinem Haupte, ich habe keins. Ich bitte Dich sehr, nimm das Kupfer, ich werde Dir Agio zahlen.“ — „Es geht nicht, Effendim, ich darf es nicht.“ — „Ja, was soll ich denn machen, mein Sohn?“ — „Gehe zum Geldwechsler, er sitzt dort an der Ecke.“ — „Wai, wai, es ist sehr heiß; nimmst Du das Kupfer wirklich nicht?“ — „Es geht auf keine Weise!“ — „Na gut, dann sollst Du Silber haben. Hier ist es.“ — „Danke.“ — „Wann geht der Brief ab?“ — „Ja, wann willst Du ihm denn schreiben, mein Vater?“ — „O, heute noch; sobald ich vom Fischmarkt zurückkomme, wohin ich mich jetzt begeben muß, werde ich ihn besorgen lassen.“ — „Dann kann er morgen abgehen, wenn Du ihn bis zwei Uhr Mittags hieherbringst.“ — „Vortrefflich; wann kommt aber die Antwort?“ — „Ja, Effendim, das hängt davon ab, wann Dein Sohn schreiben wird.“ — „Was denkst Du wohl, mein Lamm? Sofort wird er antworten; könnte er seinen Vater denn warten lassen?“ — „Na, dann kommt die Antwort ganz schnell. In zehn Tagen etwa wirst Du sie haben.“ — „Bravo, bravo! Dann komme ich in zehn Tagen wieder. Gott befohlen, möge Allah Deinen Schatten verlängern, mein Herz!“ — „Gott befohlen, mein Herr, möge Dein Bart wachsen!“ — „Guten Morgen.“ beginnt darauf ein Armenier, „ich möchte mir eine Bioline aus Deutschland kommen lassen; willst Du das Nöthige besorgen?“ — „Ja, was wünschst Du denn eigentlich?“ fragt verdutzt der Beamte. — „Meine Seele, das ist ja ganz einfach; Du sollst einem Händler schreiben, er möge mir eine Bioline schicken; hier ist das Geld dafür, das magst Du beifügen.“ — „Sehr schön.“ sagt der Beamte, nimmt eine Postanweisung heraus und beginnt zu schreiben. „Wie heißt denn der Händler und wo wohnt er?“ — „Ja, wie soll ich denn das wissen? Ich bin doch kein Deutscher!“ — „Aber, Effendim, ich kenne keine Violinhändler in Deutschland.“ — „Das ist eine schöne Wirtschaft!“ ruft darauf ärgerlich der Armenier; „wozu habt ihr denn eine Post hier? Gib mir mein Geld wieder. Ich gehe zu einer andern Post, die besser ist als die euerige. Adieu!“

Wie viel Gold und Silber in den Vereinigten Staaten gefunden wird.

Trotzdem daß die Quantität der bereits in den Vereinigten Staaten gefundenen kostbaren Metalle eine ungeheuer große ist, so sprechen sich doch viele Personen, welche sich auf diesem Gebiete eingehender beschäftigt haben und die als Sachkundige gelten, dahin aus, daß die Ausbeutung des Metallreichthums dieses Landes erst begonnen habe. Vom Jahr 1867 bis 1877 stieg die Ausbeute von 17,320,000 Dollars Silber und 33,750,000 Dollars Gold auf 45,846,100 Dollars Silber und 44,880,223 Dollars Gold, und verschiedentlich wird behauptet, daß sich in dem nächsten Jahrzehnt dieser Betrag vervierfachen werde. Vom Jahr 1870 bis 1877 überstieg die Goldausbeutung in den Vereinigten Staaten die Silberausbeutung, seit dieser Zeit hat aber die Silberausbeutung die Goldausbeutung um nahezu 5,600,000 Dollars überfliegen, theilweise in Folge der Entdeckung der großen Silberminen in Leadville, Colorado, und theilweise in Folge der Abnahme der Förderung von Gold in der Comstockmine in Nevada, welche 41,2 Prozent zur Totalproduktion zu stellen pflegte. Die Abnahme in der Comstockmine im Jahr 1878 bis 1879 betrug 12,464,481 Dollars in Silber und Gold, während die Zunahme in Silber in Colorado 8 Millionen Dollars betrug. Die Gewinnung von Gold und Silber in den letzten zehn Jahren soll sich annähernd richtig folgendermaßen stellen:

Table with 3 columns: Jahr, Gold Dollars, Silber Dollars. Rows from 1870 to 1879 showing increasing values for both metals.

In den Vereinigten Staaten werden jährlich 4 Millionen Dollars Gold zu Schmuckgegenständen und Kunstsachen verarbeitet. Während des verfloßenen Jahres wurden 74,400,000 Dollars Gold nach den Vereinigten Staaten importirt.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Die „Oesterreichische Juristenzeitung“ erzählt nachfolgende Geschichte: Ein Verteidiger hatte sich redlich bemüht, seinem verhassten Klienten Rechtsbeistand in entsprechender Weise zu Theil werden zu lassen, und diese Bemühungen waren auch in den Augen der erkennenden Richter nicht ganz erfolglos geblieben. Wohl vermochte der Anwalt den Angeklagten nicht vollends zu befreien, allein es gelang ihm, die Richter zu überzeugen, daß die durch den Angeklagten gestörte Rechtsordnung durch eine vierzehntägige Arreststrafe herzustellen sei. Der Verteidiger hatte seiner Verechtheit keinen so großen Erfolg zugemuthet, weshalb er, freudig überrascht, sofort nach Verhängung der Sentenz sich erhob, um die Erklärung, selbstverständlich im Namen seines Klienten, abzugeben:

„Ich nehme die Strafe an.“

Nun aber kam die Reihe an den Angeklagten, der für seine Person nicht so entzückt über den Erfolg seines Rechtsbeistandes war. Mit ruhiger Gemessenheit erhob er sich, um seinen Standpunkt zu der ihn in erster Linie interessirenden Frage zu präzisiren:

„Wenn der Herr Verteidiger die Strafe annimmt,“ meinte er gelassen, „habe ich nichts dagegen, aber dann muß er sie auch absitzen.“

Praktisch.

Der technische Diurnist Kappbaum ist sehr empfindlich gegen ein kaltes Bett. Seine Mittel erlauben ihm jedoch weder zu heizen, noch Wärmflaschen zu benützen. Er weiß sich jedoch zu helfen, er legt sich nämlich ganz einfach eine halbe Stunde früher in's Bett und wärmt so dasselbe vorher selbst.

Schlagfertigkeit eines Bauern.

Als König Karl XV. von Schweden 1870 sich auf dem Schlosse Beckaslog befand, wurde der Großbauer Ewen Nilsson aus Oesterlöf, der bereidete Reichstagsrepräsentant seines Standes, vom König eingeladen, um ihn für die vom König beabsichtigte Vermehrung der Artillerie und der Befestigungen Karlskronas zu bestimmen. Ein anwesender hochgeborener Artillerieoffizier, der in besonderer Gunst des Königs stand, war zugegen und schien Lust zu haben, sich an dem „Bauern“ zu reiben, und deshalb fragte er ihn, ob es wahr wäre, daß er Dorfschuhmacher gewesen sei.

„Gewiß ist das wahr,“ antwortete Ewen Nilsson, „aber Sie, Herr Graf, sind es wohl nicht gewesen?“

„Nein — aber wie meinen Sie das, Nilsson?“ fragte der Offizier.

„Dann wären Sie, Herr Graf, es heute noch!“ lautete Ewen Nilsson's Antwort.

Der Graf biß sich in die Lippen. „Das hast Du ehrlich verdient,“ sagte der König und lachte, daß es im Saale wiederhallte.

Ein Kinderwort.

Paulchen hatte seine Mama bei einem Besuche begleiten dürfen. Er mißbraucht die Freiheit, die man ihm im bescheidenen Hause läßt, einermachen, indem er ungebührlich lärm. Vergeblich sind die Vermahnungen der Mama, welche des gewohnten Nachdrucks entbehren. Endlich ist das Maß des Zulässigen überschritten und Mama ruft streng:

„Wenn Du nicht gleich artig bist, Paulchen, sperre ich Dich zu Haus zu den Hühnern.“

„Zu den Hühnern kannst Du mich sperren, Mama,“ entgegnete Paulchen trotzig, „aber das sage ich Dir gleich: Eier lege ich nicht!“

Bilderräthsel.



Auslösung des Bilderräthfels Seite 131:

Das Sterbekleid macht man ohne Taschen.

Somonym.

Es ist nur ein Geschmier, Doch dient's zum Pranke dir.

Auflösung des Räthfels Seite 131:

Kleinod.

Kleine Korrespondenz.



Abonnet G. in Baden. Welcherlei Mittheilungen wünschen Sie darüber. Katholische, historische oder technische? ...

Wichtige Übungen von Arabas, Charaden, Rätheln, Köpffselbstungen etc. sind uns zugekommen von: Frln. Josepha Kurnigg, Marburg (Ockerr.); Meta Runge, Wernigerode; Maria Schmogrow, Spremberg; Anna Lewerny, Wittingau; ...

Hrn. Bord in Berlin. Ihre Anerkennung freut uns. Es ist uns angenehm und süßlich, wenn wir von unseren Lesern erfahren, was ihnen besonders gefällt.

Hrn. J. Kaufner in Krasno. Bei Alexander Vogt im Bazar, Stuttgart.

Joh. S. F. Wir möchten Ihnen entschieden abrathen — angenommen falls Sie englische oder spanische Sprachkenntnisse und genügend Kapital besitzen.

Hrn. R. S. in B. Daß der Neffe seine Tante heirathet, ist allerdings ungewöhnlich — es kann ja aber Fälle geben, wo die Tante angeheirathet und sehr jung ist.

v. S. in Prag. Der Jahrgang 1879 kostet broschirt 3 Mark, in 2 Bänden eleg. gebunden 12 Mark, und kann zu diesen Preisen durch jede dortige Buchhandlung bezogen werden.

Ärztliche Korrespondenz.

Frln. A. N. in M. Ueber das betreffende Haarverdünnungsmittel haben wir schon so oft in unseren ärztlichen Korrespondenzen Auskunft gegeben, daß wir Sie bitten müssen, falls Sie wirklich Abonnentin der „Illustr. Welt“ sind, in den jüngsten Heften ein wenig nachzuschlagen, und Sie werden über Ihre Anfrage beantwortet finden.

Hrn. B. H. in Czernomik. Wir empfehlen Ihnen als ein vortreffliches Mittel für ein schwachsinziges Kind die Idiotenankalt zu Scheuren in Kaffee. — Dr. St.

Hrn. P. J. in Z. Ein kleines Ödrom, welches der Patient in das Ohr schieben könnte, ohne daß es die Umgebung bemerkt, ist uns nicht bekannt. Es gibt Ödrom, welche man mit der Hand verdecken kann, während man sie zum Ohr führt. Solche Apparate können auch jeder größeren Handlung chirurgischer Instrumente bezogen werden. — Dr. St.

Abonnet in Frankfurt a. M. Ohne persönliche Untersuchung Ihres Leidens ist es nicht möglich, Ihnen einen Rath zu ertheilen. — Dr. St.

Hrn. S. H. in Fürth. Dieß Extrakt ist schon in seiner Eigenschaft als Geheimmittel bemerklich.

Hrn. J. W. in D. Ihre Zumuthung, Ihnen auf Derartiges in öffentlicher Korrespondenz zu antworten, ist denn doch etwas zu hart. — Dr. St.

Hrn. R. Th. in G. Weder durch eine Operation, noch durch Meditation ist es möglich, den Sprachfehler zu beseitigen. Einzig und allein mühevolle persönliche Übung, d. h. beim Aussprechen der Zisch-

laute s, j, c, h und dergleichen die Zunge nicht zwischen die Zähne gelangen zu lassen, kann zum Ziele führen. — Dr. St.

Abonnetin A. J. in Berlin. Gegen übermäßige Schweißbildung können auch wir Ihnen kein besseres Mittel als die bekannten und schon mehrfach in unseren ärztlichen Korrespondenzen erwähnten, mit Salicylsäure gemischten Streupulver empfehlen. — Dr. St.

Antworten.

Auf 3): Als einen guten Ritt zum Befestigen von Metall, namentlich Metallbuchstaben auf Glas, empfehlen die „New Remedios“: Nische 2 Theile fein gepulvertes Bleiglätte und 1 Theil trockenes Bleiweiß mit einer Mischung von zwei Theilen Leinölfirniz und 1 Theil Rosinöl, jedoch eine zähe Masse entsteht. Dr. B.-R.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Ein Kampf mit einem Riesen. — Der arretirte Feldwebel. Humoreske von Ph. Lang. — Die Stadt Köln. — Fischbeladen, Roman nach Emile Nabeburg von Emile Bocano. Fortsetzung. — Am Posthalter in Konstantinopel. — Wie viel Gold und Silber in den Vereinigten Staaten gefunden wird. — Humoristische Blätter. — Bilderräthel. — Demonymie. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Die „Donna Anna“: Der Kapitän und seine Tochter. — Ein Kampf mit einem Riesen. — Der arretirte Feldwebel. — Fischbeladen: Mein Vater heißt Jean Renaud; Hier ruht der Körper von Genevieve Renaud. — Beim Schuhmacher, nach einem Gemälde von A. Kottin. — Illustrirte Dichteraussprüche. Originalzeichnungen von J. G. Dollschol.

Im Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die beiden Russinnen.

Roman

von Johannes van Dewall.

2 Bände. Preis broschirt M. 8. —; fein gebunden M. 10. —

Johannes van Dewall ist ein Erzähler von einer unerschöpflichen Erfindergabe, er schreibt so lebendig, munter und leicht, daß sich keine Romane lesen, als ob man Champagnertrinken schlürfte. Diesen Charakter trägt in hohem Grade der neueste Roman dieses Autors: „Die beiden Russinnen“. Dewall bewegt sich hier auf dem Terrain, wo er Meister ist: ein kleines norddeutsches Bad wird uns hier vorgeführt und eine Reihe der originellsten Charaktere unserer Gesellschaft nehmen hier, zusammengeschoben durch den Rahmen eines dröckigen Badelebens, unser Interesse in Anspruch. Zwei kleine Russinnen sind der geheimnißvolle Jander, welcher Heroldung und Verwirrung in die Verhältnisse bringt, bis eine Komödie der heiteren Art sich vor uns entfaltet, der allerdings auch die Schatten eines wehmüthigen Erfolges als Hintergrund nicht fehlen. Schließlich löst sich Alles in Heiterkeit, Verlesung und munterer Gelächter auf. Die frühe Dame und das humoristische Bedenken, mit welchem der Roman geschrieben, theilt sich dem Leser mit, so daß wir diese beiden Russinnen als eine in hohem Grade angenehme und lehrreiche Lektüre empfehlen können.

Ankündigungen.

Die Small gepaltene Nonpareilhefte 60 Pfg.

W. Campe's vollständiger Brieffsteller oder Anweisungen, Briefe aller Art nach hierin enthaltenen 230 Musterbeispielen im besten Style schreiben und einrichten zu lernen. Ferner 100 Formulare zu Eingaben, Gesuchen und Klageschriften. 26. Auflage. — 1 Mark 50 Pf. Verlag der Grun'schen Buchhandlung in Luchsburg und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Geistesschwache oder epileptische Kinder und Erwachsene, sowie auch Sprachleidende finden zu jeder Zeit in meinem Pensionat Familienanschluss, Unterricht und liebevolle Pflege, sowie auch Hülf für die Lebenszeit. Gardelegen i. d. Altmark. W. Schulze, Vorsteher.

500 Pfg.

Teppiche in reizenden türkischen, schottischen u. buntfarbigen Mustern, 2 Mtr. lang, 100 Cm. breit, Stück nur 5/4 Mark. Bettvorlagen in gleichen passenden Mustern, 130 Cm. lang, 65 Cm. breit, Paar nur 3 Mark, sollen nicht weniger ausdauerhaft werden und keine diebstahl gegen Nachahmer. Max Levit, Dresden.

Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis. 203 Wiltb. Schiller & Co., Berlin O.

C.W.Möller, Hofl., Berlin, Alexanderstr. 40.

Der Haarschwind. Aerztlicher Rathgeber bei allen Krankheiten der Haare, sowie der Kopfhaut. Anatomische, physiologische und pathologische Beobachtungen am menschlichen Haarwuchs, sowie die rationelle, heilbringende kosmetische Regeln, 130 Seiten Text, deutsche u. französische Ausgabe, beidseitig vom Verfasser. Edm. Buhligen, Leipzig.

Rheuma-Geschichtschmerz, Nervenleiden, Krampfschwäche heilt: Dr. Rossonfeld, Dirigent der Arzt in Berlin W., Leipzigerstr. 113. Auch briefl. Prospekte über d. sehr günst. Erfolge gratis.

Photographie auf Porzellan. Eingebunden und unzerstörbar, kann nach jedem Willkür oder Papier-Photographie in jeder Größe auf Porzellan übertragen werden, und erlaubt geistige Auftritte, gewöhnliches Bild an sich einzufügen. (Elegante Ausführung bei billiger Preisstellung.) Verth. Anstalt von Louis Kaufmann, Krefeld. Gute Vertretung erwünscht. 2/2

Berlin.

Central-Hôtel

Friedrichstrasse nahe den Linden. 400 Schlafzimmer und Salons. 2 Personenaufzüge. Zimmer mit Service und Licht von 2. 50. an. Prachtvoller Wintergarten mit täglichen Konzerten. Table d'hôte 3 und 4 Mark. — Post, Telegraph und Eisenbahnbillets im Hôtel.

Privatleute kaufen ihren Bedarf an leinernen Taschen, Säcken und Schuhen etc. am besten und billigsten aus der bekannten Leinwanderei von Wilhelm Vertram, Tauban, oder dessen autorisirten Vertretungen. Mein Geschäft ist ausdrücklich zum Verkauf an Private eingerichtet, so daß auch die kleinste Aufträge auf das Sorgfältigste effectuirt werden. Muster und Preislisten sehen gratis und franco zu Diensten. Messner, Frankfurt a. M.



Oelgemälde und Oeldruckbilder.

Porträts, Landschaften, Genrebilder und Jagdstücke inkl. f. Goldrahmen zu außerordentlich billigen Preisen. Preisocourant u. Muster zur Ansicht werden franco zugesandt.

Oel-Porträts nach Photographie 1/4 Lebensgröße 30, 40, 50 u. 100 Mark. Bildgröße 4 1/2 Ctn. Goldrahmen dazu 10 u. 15 Mark.

„Vaterland“ Verein f. d. schönen Künste und Kunst-Industrie.

Berlin SW., Ritterstrasse Nr. 63.

Bode & Trone, Hannover, Fabrik feuer- und diebessicherer Geldschränke, empfehlen: Diebstahlsichere Kassetten elegant gearbeitet, Mantel und moirirt, mit Schlüssel.

Table with dimensions and prices for Bode & Trone safes. Columns: Länge cm, Breite cm, Höhe cm, Preis M.

Nürnberger Spielwaren. Billiger Preisocourant für Wiederverkäufer franco. Große Auswahl von gangbaren 50 Gd. Artikeln. — Preisocourant schon in Postfächer mit 24 verschied. Mustern gegen M. 9. — Einbindung od. Nach. Fr. Ganzmann in Nürnberg, Spielwarenfabrik.

Compressions-Dilatator in allen Staaten patentirt. 272 Dichtige Erkundung für Herren jeden Alters. Respiration und Prospekt gratis franco gegen Einbindung von 50 Pf. in Briefmarken: Generalagent Bujatti in Nürnberg.

Das beste und billigste Weihnachtsgeheim für Raucher. Sind meine allbekanntesten guten, echt amer. Plantagen-Cigaretten, v. Regener gearbeitet auf der Insel St. Antonia. Durch besonders günst. Abkässe liefert zu billigen Preisen 2 Sorten, Ia M. 42., IIa M. 37. 50. pr. 1000 in Kisten zu 500 und 1000 Stk. gepack. Versandt gegen Nachnahme nach allen Richtungen. Die Cigaretten nehme in nicht konventuellem Fall franco retour.

Sugo Papiir, Berlin O., Stralauerstr. 51a.

Stahlraht & Kopfbürsten. 208

Wichtig für Sprachleidende. Günstliche Sprachseiten der Sprache, wie Stammen, Kispeln und Huddeln (schnelles und unbedenkliches Sprechen) werden in kürzester Zeit nach neuer bewährter Methode beifällig gelehrt. Anfragen zu richten postlagernd Stettin unter Chiffre X.

Das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, LEIPZIG. nachstehende Waarengattungen direkt an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an, in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas. Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den illustrirten Preisocourant von dem Versandtgeschäft Mey & Edlich, Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franko an Jedermann gesandt wird.

Specialitäten des Versandt-Geschäfts MEY & EDLICH, Leipzig: Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen, Manschettenknöpfe mit Eindruf und Feder, Bunte Satin-Cravatten für Herren, Rüschchen von Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen, Shirlings, Chiffons und Hemdentuche, Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder, Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben, Weisse Batist-Cravatten für Herren, Chocolade; Mey's Cacao pulverisirt, Schwarzer Chinesischer Thee, Eisenits und Waffeln, Toilette-Seifen und Parfüms.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Danemark. Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen. Illustrirte Preisocourante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franko versandt.

Das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig, garantirt und verspricht nur beste Waare, selbst vom kleinsten Quantum an, zu den billigsten Preisen. Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, 9 Neumarkt, Leipzig.